L. g.
o.
151e
1

460/GK 2Bde
Catr
L.g.o.
151e/1

Erzählungen

von

C. W. Contessa.

Dresden, 1819.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

79|1380

Schriften

von

C. W. Contessa.

Erzählungen

von

C. W. Contessa.

Erster Theil.

Inhalt.

Meister Dietrich.
Der schwarze See.
Manon.

Meister Dietrich.

In der Kirche des Benediktiner-Klosters zu *** befindet sich in einer Seiten-Kapelle zur Rechten ein Bildniß, vor welchem jeder gern verweilt, um sich der wundersamen Schönheit und Kunst, die man daran bemerkt, zu erfreuen. Es hatte aber dort gar lange gehangen und ward, da es vom Rauch geschwärzt und Alters wegen ganz unscheinbar geworden, nicht eben viel beachtet, bis zwei Fremde, die aus Wälschland kamen, dem damaligen Abt Gervasius durch Anbietung eines ansehnlichen Preises dafür endlich die Augen öffneten, so daß er sich ungesäumt entschloß, es selbst durch geschickte Hand wie-

der herstellen zu lassen und ward dieses Geschäft Meister Dietrichen, dem Mahler, übertragen, der, obschon noch jung, in seiner Kunst dennoch wohlerfahren und in solcher mühsamen Arbeit geübt war.

Es zeigte sich auch dem Mahler gar bald, daß hier die Mühe auf gute Zinsen gelegt sey, obwohl die Arbeit wenig förderte und manche Schwierigkeit dabei war; denn da das Bild, aus Furcht vor noch größerem Schaden, nicht aus seiner Einfassung auf dem Altar genommen werden konnte, war es dem Meister nicht sonderlich zur Hand. Allein er achtete dessen nicht, sondern brachte jeden Morgen frische Lust und größern Eifer mit an sein Werk, ja es ergriff ihn, da es auf seinem Bilde so zu sagen anfing Tag zu werden, und die himmlischen Gestalten durch seine Sorgfalt immer deutlicher und herrlicher wie aus der Nacht hervorgingen, eine solche Liebe zu demselben, daß er an nichts anders dachte, als wie er es gänzlich von der Schmach, die ihm die Zeit und Un-

achtsamkeit der Menschen zugefügt, befreien, was allzusehr verdorben und verloren gegangen, durch die Kunst des Pinsels ergänzen und wieder herstellen und ihm so wieder zu seiner ursprünglichen Schönheit, Kraft und Glanz verhelfen möge, wie er es klar und frisch vor sich sah.

Zu ihm nun, wie er da arbeitete, kam des öftern ein Mann von stattlichem Wesen und Ansehn, ob er gleich nur in schlechter Kleidung, fast wie ein Jäger, einherging, und sah ihm stundenlang mit Wohlgefallen zu, und da derselbe die Welt wohl zu kennen schien, auch von göttlichen und menschlichen Dingen, besonders aber von der Kunst der Mahlerei mit Verstand und Wissenschaft zu sprechen wußte, hörte ihm Meister Dietrich gern zu und sah ihn allezeit lieber kommen als gehen.

So traf es sich denn einstmals auch, daß die Rede darauf fiel: „was für des Lebens Glück und dessen Absicht und Zweck zu halten sey," wo denn der

Mahler sein Loos nicht genug preisen konnte, das ihm ein Geschäft angewiesen, an welchem er mit Treue und Liebe und allen Kräften seiner Seele hänge, dazu ein braves Weib und zwei liebe Kinder gegeben und so in seines Lebens Zweck und Absicht zugleich des Lebens Glück mit reichlichem Maaß gespendet habe. — Der Grünrock lächelte. „Ihr seyd genügsam Meister,“ sprach er, „und das ist zu loben. Es ist auch nicht übel, sein Häuslein ins tiefe Thal zu bauen, wo Kohl und Rüben wohl gedeihen; doch sind da manche die gern ins Weite schauen, und bleiben diese freilich lieber auf den Bergen.“

Der Mahler wandte sich auf seiner Leiter und sah ihn an.

„Ihr wundert euch,“ fuhr jener fort: „und schaut mich an, als wolltet Ihr fragen, was in der Welt denn noch höheres und besseres sei, denn sein Weib lieb haben, Kinder zeugen und erziehen und seine Tage, einen wie den andern am Pfluge der gewohnten Arbeit in regelmäßige Furchen legen? Habt

Ihr denn niemals ein Begehr und Verlangen in Euch verspürt, von dem Ihr nicht recht zu sagen wußtet, wonach? ist es Euch niemals gewesen, als fühltet Ihr Euch nur halb, und als müsse etwas ausser Euch zu finden seyn, wodurch Euer Leben, Seyn und Wesen erst zu einem tüchtigen Ganzen werde?" — „Lieber Herr," entgegnete der Mahler: „es ist also, wie Ihr sagt. Was Ihr da aussprecht, hab' ich in früheren Zeiten gar oft gefühlt."

„Ich wußt' es wohl," sprach der Andere. „Glaubt mir nur, Ihr seyd zu etwas Höherem ausersehen, als bis an Euer Ende den Pinsel zu führen und euer Leben an solcher Arbeit abzunutzen; glaubt mir, vertraut auf mich — ich sag' es nicht umsonst — mit Euern Gaben, mit Eurer Jugend und Gestalt kann es Euch nirgend fehlen."

Der Mahler sah eine Weile schweigend zur Erde. „Ihr irrt Euch in mir," begann er dann, „wie sich mein Vater in mir irrte. Der hätte auch gern etwas Großes aus mir

gemacht und hielt mich fleißig zu der Feder an. Doch die Natur läßt sich nicht zwingen. Ich bin zu dem geboren, was ich bin und seitdem mir Gott mein Weib und meine Kleinen geschenkt, ist alles eitle Treiben und Begehr von mir gewichen. Hätt' ich noch einen Wunsch, so wär' es, daß mir vergönnt seyn möchte, mich auch einmal in Wälschland umzuschauen."

„Dazu ließ sich vielleicht Rath schaffen," erwiederte der Unbekannte. „Wollt nur, so könnt Ihr auch. Das Sprüchlein merkt Euch, und richtet Eure Augen nach oben, denn Ihr seyd zu Hohem berufen. Und so Euch über kurz oder lang ein Wunsch anträte, gedenket mein und vertraut mir. Ein Freund kann uns oft nützlich seyn, wo wir es am wenigsten vermuthen. Auch der Demant trägt ein unscheinbar Kleid. — Da lautet's im Kloster. Die Glocke ruft mich. Gehabt Euch wohl!"

Er hatte unter diesen Reden einen Pinsel ergriffen und gleichsam damit spielend drei

rothe Sternlein an die Wand gemahlt. Jetzt legte er ihn hin und ging.

Es möchte schwerlich zu beschreiben seyn, in welcher Gemüthstimmung der Grünrock den Mahler zurückgelassen. Fast war ihm, als hätt' er etwas Wichtiges vergessen, und müsse sich nun darauf besinnen, und wenn er über alles nachdachte, verwirrten sich seine Gedanken, und die wunderlichsten Bilder schlüpften in hellen Farben an ihm vorüber. Für heute war ihm alle Arbeit verleidet. Er schaute noch ein Mal kopfschüttelnd sein Bild an und machte sich langsam auf den Weg nach Hause. — Leise öffnete er die Thür und trat in die Stube; da saß seine Frau, den Knaben auf dem Arm, zu ihren Füßen das Töchterlein mit der Puppe spielend; und wie das Kind sein ansichtig ward, rief es: „der Vater kommt!“ und sprang auf ihn zu, hing sich an seine Kniee und fragte ihn, ob er ihm nichts mitgebracht. Der Vater aber nahm es auf den Arm, und da die Mutter ihm entgegen kam und, sich sei-

ner frühen Heimkehr freuend, den Mund zum Kusse bot, setzte er sich auf einen Stuhl neben der Thüre, zog sie auf sein Knie herunter und hob das Mädchen auf das andere; indem öffnete der Knabe auf der Mutter Arm die Augen, er sah den Vater und machte das zahnlose Mündlein weit auf und jauchzte laut; und der Vater küßte ihn, und herzte die Mutter und herzte das Töchterlein, und hätte seiner Lust kein Ende gefunden, wenn nicht die Mutter aufgestanden wär' und ihm den Knaben zu halten gegeben hätte: „denn heute Abend," sprach sie: „will ich Dir dein Leibgericht bereiten, weil du uns so zeitig erfreut hast und fein fromm und artig bist."

Es war nun vergessen, was der Unbekannte zu ihm in der Kirche gesprochen und all' die wunderlichen Dinge, die ihm durch den Sinn gegangen. Gleich wie harmlos spielende Kinder trieben sich seine Gedanken und Wünsche wieder, wie sonst, fröhlich in den engen Grenzen seiner Wohnung umher

und begehrten nimmer über die Schwelle hinaus.

Mit gewohnter Lust und Liebe ging er den andern Morgen wieder an sein Tagewerk. Als er die drei Sternlein an der Wand erblickte, schalt er sich selber einen Thoren, daß er auf ein Paar leichtfertige Worte eines Fremden geachtet, der vielleicht nur seinen Spott mit ihm getrieben und nahm sich vor, ihm heute weidlich mit gleicher Münze zu vergelten: Allein der Unbekannte ließ heute seinen Besuch vergeblich erwarten und Meister Dietrich ging ärgerlich nach Hause und mußte sich auf den andern Tag getrösten. Der andere Tag kam; Meister Dietrich wartete, aber der unbekannte Freund kam wiederum nicht; eben so wenig ließ er sich in den folgenden Tagen blicken, und je länger, je mehr jener an seiner Wiederkehr verzweifelte, desto stärker regte sich bei ihm der Wunsch darnach. Er meinte,

dies rühre von der Gewohnheit seines Umgangs her, da es doch lediglich das Begehr nach des Fremdlings geheimnißvollem Wesen, und schmeichelnden Worten war. Das mochte er sich aber selbst nicht bekennen.

Indessen blieb er in seiner Arbeit nicht säumig. Des Bildes Schönheit wurde immer offenbarer, und zog manchen aus der Stadt herbei, der an solchen Dingen Gefallen hatte. So geschah es denn auch eines Morgens, als er eben auf der Leiter stand, daß eine reichgekleidete Frau, von einem Diener begleitet, in die Kapelle trat. Sie trug, nach Landessitte, eine sammetne Kappe, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, doch däucht' ihm, niemals edleren Wuchs, noch schönere Gestalt erblickt zu haben, und da sie, ihn freundlich begrüßend, ihren Wunsch, das Bildniß zu betrachten, kund that, klang ihre Stimme so wundersüß, daß ihn gar sehr verlangte, den Mund zu sehen, dem so lieblicher Ton zu eigen. Er stieg hurtig von der Leiter und räumte alles aus dem Wege,

was des Bildes Anblick hindern konnte. Sie aber schlug die Sammetkappe zurück und trat näher an des Altars Stufen. Dem guten Dietrich war's nicht anders, als ob die Morgensonne ans den Wolken hervorträte, und mit ihrem Glanz ihn selbst und den Raum um ihn her verherrliche. Er getraute sich nur verstohlen, kurze Blicke nach ihr auszuschicken, gleich als fürchtete er seine Augen zu blenden, und da sie sich von ohngefähr zu ihm wandte, ihn über etwas zu befragen, blieben sie gänzlich auf dem Boden und er wußte kaum ein armes Wörtlein mit Stottern und Stammeln zurückzugeben, so daß die schöne Gestalt lächelnd zu ihm sagte: „lieber Meister, fast muß ich glauben, meine Gegenwart sei Euch ungelegen, da Ihr nicht allein kein freundlich Wort, sondern auch nicht einmal einen freundlichen Blick mir gönnt.“ Indem nun Meister Dietrich darauf mit Höflichkeit zu erwiedern suchte und in der Angst nicht gleich etwas finden konnte, und seine Verwirrung dadurch immer mehr

anwuchs, fuhr jene mit holdseliger Gebehrde fort: „wenn Ihr ungelegene Besuche erhaltet, so zürnet mit Euch selbst und Eurer Geschicklichkeit, die auf solche treffliche und fast wunderbare Art dies Kunstwerk, welches schon gänzlich der Nacht und Vernichtung verfallen schien, wieder in's Licht und Leben zurückführt und ihm sein altes Recht auf die Bewunderung der Menschen herstellt. Ich aber will Euch gern gestehen, daß ich weniger um des Bildes willen hergekommen bin, als weil ich Verlangen trug, Euch selber kennen zu lernen, von dem ich, seit meiner Anwesenheit in dieser Stadt, schon so viel Gutes gehört und manches selbst gesehn, was den tüchtigen Meister verkündet; denn in dem Lande, wo ich erzogen, liebt man solche Leute."

Sie fügte hierauf noch mancherlei hinzu, was von ungemeinem Verstande und mannichfaltiger Kenntniß zeugte, wie Meister Dietrichen noch niemals an einem Weibe vorgekommen war, so daß er darüber auch

warm in der Brust wurde und sich ihm endlich Herz und Zunge löseten. Und sie hätten ihres Gesprächs kein Ende gefunden, wäre nicht der von fern stehende Diener, ein schöner junger Mensch, sehr reich auf spanisch gekleidet, mit einem gar finstern Blick auf den Mahler, herbeigetreten und hätte erinnert, daß es bald Mittag sey.

Da wandte sich die schöne Frau zum Abschiede und sprach: „lebt wohl, mein lieber Meister; ich hoffe, daß unsere Bekanntschaft nicht so jung sterben werde. Seyd mein eingedenk; Ihr sollt bald weiter von mir hören.“ Damit ging sie hastigen Schrittes davon, doch an dem Eingang der Kapelle, wo ihr Weg sich um die Ecke drehte, schaute sie noch ein Mal zurück und winkte ihm freundlich zu. Der schnelle Abschied aber überraschte den Mahler so sehr, daß er des geziemenden Geleits vergessend, mit starren Augen und offnem Munde, gleich einem, der von goldenen Aepfeln in seiner Hand geträumt und beim Erwachen nichts darin ge-

funden, auf dem Fleck, wo sie ihm verlassen, ohne Regung stehen blieb, bis ihm endlich einfiel, ihr von Weitem nachzufolgen, um, wo sie wohne und wer sie sey, zu erfahren. Er hing den Mantel um und eilte durch die Kirche hin; doch wie er eben aus der Thür schreiten wollte, trat ihm sein alter Freund Grünrock entgegen und hielt ihn auf.

„Glück zu, mein rascher Jäger!“ sprach er lachend. „Welch edles Wild verfolgt Ihr so hitzig?“ Und da sich Meister Dietrich ungeduldig von ihm los machen wollte: „Ihr holt sie nicht mehr ein,“ fuhr er fort: „doch was Ihr zu wissen verlangt, kann ich Euch sagen.“

Dem Mahler lief eine leichte Röthe über das Gesicht und er fragte: „Ihr habt sie gesehen und kennt sie?“

„Beides,“ entgegnete jener: „und da die Menschen doch einmal mit des Schönen bloßer Erscheinung sich nicht begnügen, ja sein nicht eher froh werden mögen, als bis sie es in den Rahmen irdischer Verhältnisse ein-

gezwängt und ihm Namen und Ursprung nachgewiesen haben, so will ich Euch nur gleich vertrauen, daß die schöne Frau, die Euch eben verlassen, das junge Gemahl des Grafen Rovero ist; eine Deutsche von Geburt, doch in Italien erzogen. Es wird mancherlei von der Macht ihrer Schönheit erzählt und, scheint es, Ihr wißt selber davon zu sprechen."

Unter diesen Reden waren sie nach der Kapelle zurückgegangen, wo beide schweigend vor dem Bilde stehen blieben, der Mahler, ohne darauf hinzusehn, der andere aber, es aufmerksam betrachtend.

Nach einer Weile hub der letzte an: „bis hierher die Rosen; nun werden wohl die Dornen kommen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte Meister Dietrich aufblickend.

„Ich meine," erwiederte der Grünrock, „daß Eure Kunst und Geschicklichkeit an diesen beiden Köpfen da und sonderlich an dem Frauenkopf in der Mitte, zu Schanden wer-

den möchte, die ja beide so schmählich zugerichtet und beschädigt sind, daß gar wenig von ihrem vormaligen Zustande zu erkennen. Und doch werdet Ihr nichts gethan haben, wenn es Euch nicht gelingt, in diesem Kopf die große Kraft und Schönheit des Uebrigen zu erreichen, ja zu übertreffen; denn weil dieses die Hauptfigur des Bildes ist, so steht zu vermuthen, daß der alte Meister das Höchste was sein Ingenium und seines Pinsels Fertigkeit vermocht, vor allem an diese werde verwendet haben."

„Oftmals in guten Stunden," sprach Meister Dietrich nachdenklich: „hat das ganze Werk so klar im Geiste vor mir gestanden, daß ich hoffen durfte, es mit Gottes Hülfe herrlich zu vollenden; doch muß ich Euch bekennen, daß ich jetzo fast selber daran verzweifle."

Der Grünrock reichte ihm die Hand und sprach: „was einem Menschen möglich gewesen, daran soll kein Mensch verzweifeln. Setzt der schönen Gräfin

Conterfei an die Stelle; das wird dem Uebrigen keine Schande machen."

„Mit nichten!" rief der Mahler aus: „der Gräfin Schönheit ist zu sehr von dieser Welt. Viel eher möchte meines Weibes Bildniß an jenem Ort bestehen können."

Jener nickte mit dem Kopfe und lachte dabei auf eine gewisse Weise, die dem Mahler schon oft an ihm zuwider gewesen war. Darauf sprach er: „Bei dem allen dauert es mich am meisten, daß Ihr die schöne Kraft an solches Stück- und Flickwesen vergeudet und überhaupt Euer ganzes Leben in den Schatten eines Handwerks setzt, von dem Euch keine Frucht fällt, als etwa ein Paar Holzäpfel. Doch was geht's mich an! Lebt wohl, wenn Ihr könnt. Morgen sehen wir uns wieder."

Meister Dietrich schaute ihm mißmuthig nach und noch mißmuthiger auf sein Bild zurück, denn je mehr er verspürte, daß der fröhliche Glaube an ein wackres Vollenden von ihm gewichen war, desto heftiger verdroß

es ihn, daß der Grünrock Recht haben sollte und er bereute, sich solcher Arbeit unterzogen zu haben.

Voll Unbehagen machte er sich auf den Weg nach Hause. Was ihm heut' begegnet war, hatte sein Gemüth zerspalten; er gewahrte dessen wohl, doch konnte oder wollte er sich die Ursach' nicht sagen. Heut' erfreute ihn nur halb des Töchterleins Kosen, des Säuglings Jauchzen und der Mutter geschäftige Sorgfalt. Das Bild der schönen Gräfin hielt seine Sinne gefangen, trat überall zwischen ihn und seine häusliche Lust, Thun und Treiben, daß er sie nicht erfassen konnte und seine Gedanken und Wünsche sprangen, wie des Zaumes ledige Rosse, über die engen Schranken seines bisherigen Lebens und wuchsen zu gespenstergleichen Riesenbildern auf, vor denen er selbst erschrak.

Es waren mehrere Tage verstrichen. Der unbekannte Freund war, seines Versprechens

uneingedenk, nicht erschienen. Gleichergestalt hatte es Meister Dietrichen nicht glücken wollen, der Gräfin ansichtig zu werden, obwohl ihn sein Weg gar oft vor ihrer Wohnung vorbeiführte. Da traf es sich eines Morgens, als er über den Marktplatz ging, daß eben Jahrmarkt gehalten wurde; die fremden Kaufleute hatten ihre Buden aufgeschlagen und es war großes Gedräng' und Treiben dort. An einer von den Buden aber, worin allerhand köstliche Elixire und Arzneien zu Kauf standen, erblickte er den Grünrock, der sein ebenfalls sogleich gewahrte und ihn heranrief.

„Wollt Ihr Euer Leben verlängern,“ sprach er: „oder, wenn es Euch zu lang däucht, dem lieben Gott zu Hülfe kommen? Ihr dürft nur sagen. Gute Freunde werden hier auf beiderlei Weise trefflich bedient.“

„Keins von beiden,“ entgegnete der Mahler: „sondern wie es Gott gefällt.“

„Ihr seyd ein frommer Mann,“ lachte jener: „und solchem wird das Himmelreich.

Ihr könnt einmal ein gut Wort für mich einlegen. Wie steht es aber vor der Hand auf Erden? Ist die schöne Erscheinung Euch noch nicht wieder erschienen?" — Der Mahler schüttelte den Kopf. — „Ihr wünschtet doch wohl, sie wieder zu sehen?" fuhr der Grünrock fort.

„Was könnte mir's helfen, so es geschäh'?" sprach der Mahler mit falschem Gleichmuth; jener aber sah ihn an und sagte: „Eure Wangen halten nicht gute Nachbarschaft mit Eurem Munde, denn ihre Röthe straft ihn der Lüge. Sagt es doch nur gerade heraus, so steht Euch vielleicht zu helfen."

Meister Dietrich sah ihm verwundert in's Gesicht. „Ei nun," hub er endlich an: „ein solcher Wunsch ist niemand zu verargen, am wenigsten einem Mahler, dem ja, so zu sagen, ein Paar Augen mehr gegeben sind, denn andern Leuten."

„Wohl dann," erwiederte der andere: „wir werden sehn, was für Euch zu thun

ist." — Er wandte sich darauf zu dem Kaufmann und redete ihn in einer fremden Sprache an. Der Kaufmann holte ein wohlverwahrtes Kästlein hervor und gab ihm daraus zwei kleine Gläser, welche er zu sich steckte und jenem dafür einen seidenen Beutel mit Geld in die Hand drückte. Zu dem Mahler aber sprach er: „kauft doch dem wackern Mann auch etwas ab von diesem Lebensbalsam. Wer weiß, wo Ihr ihn brauchen könnt." Und da dieser seine gute Gesundheit vorwandte, meinte er, der Balsam sey auch nur für die Allzugesunden und er wolle nur immer ein Gläslein für ihn mitkaufen und ihm aufheben, um ihrer Freundschaft willen; ließ sich auch noch eins geben und bezahlte es. Darauf schieden beide lachend von dem Kaufmann; der Grünrock trat an eine andere Bude, der Mahler aber ging an seine Arbeit.

Als er gegen Mittag nach Hause kehrend aus der Kirche kam, sprach ihn eine wohlgekleidete Dirne mit der Frage an: ob er Mei-

ster Dietrich, der Mahler, sey? Da er solches bejahet, sagte sie freundlich: „meine Frau, die Gräfin Rovero, läßt Euch des schönsten begrüßen und melden, daß sie diesen Nachmittag Eurer gewärtig seyn werde, um sich mit Euch wegen einer Arbeit zu besprechen, die sie begehrt.“

Meister Dietrich wußte nicht, wie ihm geschah, da er dies vernahm, und er gedachte der heutigen Worte des Grünrocks. Die schlaue Dirne sah ihm eine Weile in's Gesicht; doch da sie von ihm keine Antwort erhielt, grüßte sie ihn lachend und ging davon.

Heute wollte ihm sein Mittagbrod nicht munden und da ihn seine Frau um die Ursach' befragte, sagte er ihr, er sey zum Grafen Rovero beschieden, für den er mahlen solle. „Wenn du sonst keine Noth hast,“ entgegnete Kunigunde: „es ist ja nicht das erste Mal, daß Du vor Grafen und Herren stehst und wirst Dich doch vor diesem Wälschen nicht scheuen.“ Meister Dietrich fühlte, daß er roth ward im Gesicht, stand auf

und küßte seine Frau auf die Stirn. Darauf legte er seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg nach des Grafen Hause.

Das Herz schlug ihm wacker, als er die breite Wendeltreppe hinanstieg und einen Diener bat, seine Gegenwart anzusagen. Der Diener führte ihn in ein großes, mit vielen Bildern ausgeschmücktes Prunkgemach und hieß ihn dort verweilen. Der Mahler sah die Bilder mit Erstaunen an, denn es waren lauter herrliche Stücke aus der italienischen Schule, wie er deren niemals so viele und so treffliche beisammen gesehen. Die Kraft und der Glanz der Farben, die mächtigen Massen tiefer Schatten und scharfer Lichter in den Werken mancher neuern Meister blendeten, ja betäubten ihn; mit wunderbarer Macht aber zog ihn ein Gemälde zu sich, welches in der Ecke hing. Es war darauf eine Mutter Gottes vorgestellt von Engeln umschwebt, im Vordergrund zwei anbetende Figuren. Er stand eben davor, da sich hin-

ter ihm die Thüre aufthat und die Gräfin erschien. Das Blut stieg ihm an's Herz, da er ihr entgegen ging; sie aber, nachdem sie ihn freundlich begrüßt, fragte ihn, ob er denn dieses Bild allein von all' den andern Meisterwerken der Betrachtung werth gefunden? „Ich habe,“ sprach der Mahler mit Bescheidenheit: „aus diesem stolzen Blumenbeet die edle Lilie mir erwählt und wünschte wohl, den trefflichen Meister zu kennen, der so Herrliches vollbracht.“

„Was Ihr so bewundert,“ entgegnete die Gräfin: „ist ein Werk des Raphael Sanzio, den viele den Göttlichen nennen. Der Menschen Meinung ist verschieden und ich will keinem die seinige bestreiten.“ — Damit führte sie ihn durch ein anstoßendes zweites Gemach, gleich dem ersten ausgeziert, und indem er schnell, wie sie vorausschritt, ihr folgte, fielen seine Augen auf ein Bildniß seitwärts an der Wand und er stand vor Erstaunen still, denn es glich dem Freund Grünrock auf ein Haar, obwohl er andre Kleidung

trug, und er wollte den Mund aufthun, die Gräfin zu befragen; allein sie stand schon in ihrem Zimmer, hielt die Thür in der Hand und winkte ihm einzutreten; und wie er hineintrat, sah er eine aufgeschlagne Staffelei, mit allem, was zum mahlen erforderlich.

„Da draussen," hub die Gräfin an: „hatt' ich den Muth nicht, Euch mein Verlangen zu entdecken. Denn nicht, um Euch ein Kunstwerk aufzutragen, Eurer würdig, beschied ich Euch hierher, sondern um mein Bildniß zu verfertigen, das mein Gemahl zu haben wünscht."

Der Mahler, vielleicht daß ein guter Geist ihn verwarnte, erschrak im tiefsten Herzen bei diesem Antrag, so daß er erblaßte, worüber die Gräfin lächelnd sprach: sie habe es wohl gewußt, daß ihm ihr Ansinnen nicht gefallen werde, zumal da er eben vom Anschaun höherer Dinge komme.

„Welcher Mahler," entgegnete Meister Dietrich sich fassend: „möchte sich vermessen, mit aller seiner Kunst Höheres zu erreichen,

als hier der liebe Gott in seinem besten Stündlein geschaffen hat?" — Darauf setzte er sich an die Staffelei, nachdem er der Gräfin einen Sessel gerückt und fing seine Arbeit mit zitternden Händen an.

Er sah die Gräfin nun alle Tage. Und wie es den Weintrinkern zu ergehen pflegt, die mit einem halben Kännlein anfangen zur Mahlzeit, bald aber noch eins hinzufügen, und wieder eins, und der Durst immer mehr wächst, je öfter sie ihn löschen, bis sie endlich vermeinen, sie könnten nicht mehr leben, wenn sie nicht des Bacchus voll sind; so wuchs ihm auch das Verlangen, die schöne Frau zu sehen, immer höher an das Herz, je öfter er sie sah, und es däuchte ihm endlich jede Stunde verloren, die er nicht bei ihr verbracht. Wie eine Pflanze, die an einem sparsam erhellten Orte steht, mit allen Kräften ihres Lebens nach der Seite strebt, von wannen das Licht hereinbricht, so waren auch seine Gedanken und alle Triebe seiner Seele nur nach ihr gewendet. An die Ar-

beit in der Benedictiner-Kirche ging er nur mit Unlust und da er jeden Tag mehr an dem glücklichen Vollenden verzweifelte, ließ er sie endlich ganz liegen.

Seine Frau ward der großen Veränderung an ihm wohl inne, doch da er ihren Fragen deshalb nicht Rede stand, ihr auch wohl dienstfertige Zungen, wie es zu geschehen pflegt, etwas von der schönen Gräfin in's Ohr geraunt hatten, so ließ sie, überhaupt gar sanfter und in sich gekehrter Gemüthsart, zuletzt kein Wort davon mehr über ihre Lippen und nahm den stillen Gram geduldig in ihrem Busen auf. Der Mahler aber, dem dieses Schweigen und ihres Gesichtes kummervolle Züge lauter, denn alle Vorwürfe, seine Schuld vorrückten, fing an sein Haus zu meiden und brachte die Zeit, da er nicht bei der Gräfin seyn konnte, meist in Zechstuben und Spielhäusern hin, machte aber dadurch sein Uebel noch ärger.

Einsmals, da er des Abends zeitiger als gewöhnlich nach Hause kam, hörte er auf der

Treppe, wie seine Frau den Knaben in den Schlaf sang; er hatte das Lied schon sonst von ihr vernommen, doch dünkt' ihm heut', als hab' er es nimmer gehört; es fiel ihm wunderlich auf's Herz; er lehnte sich an die Wand, seine Augen wurden voll Wasser, indem er ihr zuhörte, und er stand noch auf dem Flecke, da das Lied schon lange zu Ende war. Das Lied hieß also:

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben;
die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.
Das wird wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Der Frühling tritt zur Knospe hin:
wach auf, Feinslieb, zur Freude!
Die Knospe springt mit leichtem Sinn
heraus im Hochzeitkleide.
Das mag wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Doch wie die Sonn' zur Rüste geht,
ist Frühling auch verschwunden.
Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
sie stirbt zur selben Stunde.
Es mag wohl Frühlings Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Das sang die Mutter ihrem Kind.
Das Herz war ihr gebrochen:
Der Liebste schwur, da kam der Wind,
da hatt' er nichts versprochen.
So mag der Männer Art wohl seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Er trat still zur Thür hinein, bot freundlich, doch mit schwankender Stimme, Kunigunden guten Abend und setzte sich ihr gegenüber in den alten Lehnstuhl, der so oft in der bessern Zeit ihn und all' die Seinen zugleich mit seinen Armen traulich umfaßt hatte. Und als er da saß und sein Weib mit dem Knaben auf ihrem Schooß ansah, wie die Liebe zu dem Kinde ihr bleiches Angesicht zu verklären

schien, fiel ihm, er wußte nicht wie, plötzlich sein Gemälde in der Benediktiner-Kapelle ein; er sah es auf einen Augenblick ganz vollendet vor sich stehen, und in seiner Brust ward ihm dabei so weh und doch so wohl, daß er dies seltsame Gefühl nicht allein zu ertrageu vermochte, stand daher auf und ging hinüber zu seinem Weibe und küßte den schlafenden Knaben. Kunigunde schlug die Augen langsam zu ihm auf und ein Strom von Thränen brach daraus hervor; er aber faßte ihre Hand und drückte sie heftig an seine Brust, die ihr hoch entgegen schlug.

Da that sich die Thür auf und herein-trat der Grünrock. Erstaunt und verlegen wandte sich der Mahler, ließ seines Weibes Hand und ging ihm entgegen; doch jener schritt, auf seine Weise lächelnd, an ihm vorüber und sprach, vor Kunigunden tretend: „Vergebt mir, werthe Frau, wenn ich Euch störe. Da unser lieber Meister sich nicht mehr bei seiner Arbeit in der Kirche betreffen läßt, wähnt' ich ihn krank. Allein indem

ich Euch anschaue, kann ich es ihm nicht verargen, daß er lieber daheim bei Euch verbleibt, als seinem Handwerk auf der Straße nachläuft."

Meister Dietrich sah ihn mit Verwunderung an, denn indem er eben den Mantel ein wenig zurückschlug, um seinen Hut abzunehmen, gewahrte jener, daß er ein prächtiges Kleid von schwarzem Sammet mit einem kostbaren Spitzen-Kragen und eine goldene Kette um den Hals, darunter trug.

Doch als ob er des Mahlers Verwunderung nicht merkte, fuhr der Freund, den Mantel zusammenschlagend, gegen ihn gewendet fort: „Glaubt mir, wenn ich an Eurer Stelle wäre, wie eine Auster wollt' ich nimmer mein Haus verlassen, das mir der Herr so herrlich gesegnet hat; am wenigsten, um etwa schöne Weiber abzukonterfeyen."

Meister Dietrich wurde roth und winkte ihm mit den Augen und auch über Kunigundens Gesicht lief eine schnelle Glut; der

Schalk aber, ohne des Mahlers Winken zu beachten, sprach lächelnd zu Kunigunden: „Ihr wißt doch, schöne Frau, welche gefährliche Arbeit er unternommen? Der Gräfin Novero tagtäglich in die Augen schauen, bedünkt mich wie Thurmdeckerwerk: man kann leicht schwindlich dabei werden, denn solcher Augen gibt es in der Welt nur ein Paar."

Jedes dieser Worte wär ein Dolchstich in Kunigundens Herz, und die Brust wollt' ihr vor Schmerz zerspringen. Da stand sie auf, drückte den Knaben an sich und eilte mit wankenden Schritten in das Schlafgemach.

„Was beginnt Ihr?" sprach der Mahler, ängstlich hin und her schreitend, da sie weg war.

„Ich merke wohl," entgegnete jener: „daß ich mit täppischen Händen den wunden Fleck berührte, und um mich selber darob zu bestrafen, verlaß ich Euch auf der Stelle. Es wird Euch indeß nicht schwer fallen, den Frieden wieder herzustellen, wenn Ihr sonst nur die schöne Gräfin aufgeben wollt. Aber

merkt wohl, was ich sage: die Weiber sind es in diesem Leben, die uns hinauf oder hinunter ziehen. Die Wahl ist Euer! Gute Nacht."

So ging er hin und nahm aus diesem Hause den Frieden auf immerdar mit sich hinweg. Dem Mahler entstand der Muth, seiner Frau unter die Augen zu treten und der Augenblick war vorbei, wo sein guter Geist ihm noch ein Mal die Hand geboten hatte und sollte niemals wiederkommen. Sein bethörtes Herz zog ihn am andern Morgen wieder zur schönen Gräfin und Kunigundens Bild in seiner Brust verblaßte und verging vor dem Strahl ihrer Augen, wie der Mond am frühen Morgen, wenn sich die Sonne zeigt.

Die Arbeit des Mahlers nahte sich ihrem Ende; er sah mit Entsetzen die Zeit herbei kommen, wo er des täglichen Anschauens der herrlichen Gestalt verlustig gehen werde

und konnte sich dann seinen Zustand nicht anders denken, als eines Verdammten, der einst im Himmel gewesen. Da sprach die Gräfin eines Tages zu ihm von ihrem Gemahl und erzählte unter andern: daß er seinen Geheimschreiber durch den Tod verloren, und nun um einen geschickten Mann verlegen sey. „Hättet Ihr nicht Weib und Kind," fuhr sie lächelnd fort: „ich wollte Euch zureden, selbst um die Stelle zu werben. Es fehlt Euch nicht an der nöthigen Geschicklichkeit; ein Kopf, wie der Euere, würde auf dieser Stelle nicht lange rasten und die Aussicht auf das Höchste wäre Euch geöffnet."

„Für mich," sprach der Mahler: „für mich, ist nur ein Einziges, wonach mein Leben lechzet, wie im Sonnenbrand eine Pflanze nach dem Thau; und ach, ich Unglücklicher! nimmer werd' ich das erlangen."

„Ihr achtet Euch selber zu gering," entgegnete die Gräfin. „Wem die Natur so viel gegeben, der darf von den Menschen alles

hoffen." — Sie sah ihn mit einem Blicke an, an dem sein Blut sich entzündete und wie ein Feuer durch seine Adern lief, daß er kaum athmen konnte und ihm die Hände zitterten.

„Mein Gemahl," hub sie von neuem mit leiser Stimme an: „mein Gemahl verlangt nach dem Bilde und wie ich sehe, werdet Ihr es auch in wenig Tagen vollendet haben."

„Ach, mit dem letzten Pinselstriche," rief der Mahler: „streich' ich mich selber aus dem Buch der Seligen und unterzeichne meine Verdammung!"

Die Gräfin schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile. Dann sprach sie seufzend: „Unsern liebsten Wünschen wird in diesem rauhen Leben keine Erfüllung reif; wie Pflanzen aus meinem schönen Italien in Euren kalten Himmelsstrich verpflanzt, höchstens blühen, doch nimmer Früchte tragen. Alles, was dem Volk begehrenswerth erscheint, ist mir geworden: Macht, Ehre,

Reichthum und doch kein Glück; denn mein Herz ist arm geblieben.“

Ihre Augen wurden voll Thränen, da sie dieß sprach; und sie lehnte sich in dem Armsessel zurück, sie mit der Hand bedeckend. Da blieb der Mahler seiner Leidenschaft nicht länger Meister, warf sich ungestüm vor ihr auf die Kniee, streckte die Arme voll verzehrender Sehnsucht nach ihr aus und sprach mit bebender Stimme: „O, möcht' ich doch hier zu Euern Füßen und in Euerm Anschaun sterben, denn zu leben vermag ich doch nicht, wenn ich Euch nicht mehr sehe.“ Sie blickte ihn liebreich an und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie heftig; doch wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn die Berührung; ein heftiges Zittern überfiel ihn, hörbar schlug ihm das Herz an seine Brust, es ward ihm schwindlich vor den Augen, wie einem Trunkenen, er war ausser sich, umfaßte ihre Kniee, drückte sie an sich und da sie, ihn abzuwehren, sich vorwärts bog, schlang er seine Arme mit Macht um den schlanken Leib, zog

sie zu sich herab und seine lechzenden Lippen brannten auf ihrem Munde. „Was macht Ihr!“ rief die Gräfin, wand sich aus seinen Armen, und war schnell durch eine Seitenthür entwichen.

Noch lange blieb der Mahler auf der Stelle knieen; all' sein Gefühl hatte sich, den übrigen Körper verlassend, in seinen Lippen zusammengedrängt, auf denen ihm immer noch der Gräfin Lippen zu glühen schienen, und nur in dieser Glut war er sich seiner selbst bewußt. Da trat endlich die Zofe der Gräfin herein, ihn mit lautem Gelächter weckend. „Soll ich Euch beten helfen?“ rief sie. Meister Dietrich aber sprang beschämt empor und verließ eilig das Zimmer.

Nicht weit vom Hause hielt ihn der Grünrock an. „Kommt Ihr,“ sprach er lachend: „schon so früh am Tage vom Becher her? Oder ist es der Frau Venus Feldzeichen, so Ihr auf dem Gesichte tragt? Sie muß Euch ein feines Handgeld gegeben haben. Ihr wart wohl bei der Gräfin?“

Verliebte, die von ihrem Glücke kommen, sind leicht auszufragen. Gar bald hatte Meister Dietrich dem Grünrock nichts mehr zu verschweigen.

„Und wie nun weiter?“ fragte dieser. „Es bläs't ein frischer Wind in Eure Segel; im Morgenroth zeigt sich die goldne Küste; doch Euer Schifflein sitzt auf einer Sandbank fest. Wenn Ihr nicht Weib und Kinder hättet. —

Der Mahler seufzte tief auf.

„Ich weiß,“ fuhr jener fort: „was dieser Seufzer sagen will. Ihr fangt in Gedanken an über Bord zu werfen. — Wenn Eure Frau jetzt stürbe — was erblaßt Ihr? Erschreckt Ihr vor Euren eigenen Wünschen?“

Der Mahler riß sich erzürnt von ihm los und wollte gehen. Doch jener hielt ihn zurück und sprach: „Eure Ohren sind keuscher als Euer Herz. Mich täuscht dies Zürnen nicht, mit dem Ihr mich, ja Euch selbst gern betrügen möchtet. Ihr wünscht es doch;

krank ist sie ohnedies und wenn Ihr es aus-sprächt, stünde Euch vielleicht zu helfen.“ — Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich und ging.

Kunigunde war wirklich krank, und es setzte der Gram um so geschäftiger ihrem Leben zu, da sie ihn in sich verschlossen auferzog und nährte. Sie fühlte ihre Kräfte sinken, doch kam nimmer eine Klage darob über ihre Lippen. Da aber diese Kränklichkeit, wie sie pflegt, ihre Empfindlichkeit vermehrte und ihre sonstige Geduld und Gelassenheit verminderte, so fielen öfters unangenehme Worte zwischen ihr und dem Mahler, wodurch diesem sein Haus immer mehr verleidet wurde.

Als Meister Dietrich am andern Morgen, der Gräfin harrend, vor der Staffelei stand, in ängstlicher Erwartung, wie ihr Empfang seyn werde, trat sie, von ihrem Gemahl begleitet, in das Gemach. Der Mahler er-

schrak heftig und stand da, wie ein armer Sünder, über dem der Stab gebrochen wird, denn er glaubte aus der Gräfin Begleitung zu erkennen, daß sie über seine gestrige Kühnheit zürne. Da sprach der Graf, vor ihn hintretend: „ist dieß der Mann, von dem ihr mir gesagt?“ und als die Gräfin solches mit Kopfnicken bejahte, maß er ihn mit ernstem Blick von oben bis unten, daß es den Mahler bald heiß bald kalt überlief. Darauf fuhr er fort, zu demselben gewendet: „Ihr wollt also, wie ich höre, dem Pinsel Valet geben uud fortan zu der Feder schwören?“ — Diese Worte stärkten den Mahler wunderbar. Er verneigte sich tief vor dem Grafen und hatte jetzo erst den Muth, seine Augen auf die lange, hagere Gestalt zu erheben. Der Graf aber trat zu dem Bilde auf der Staffelei, und nachdem er es eine Weile aufmerksam betrachtet: „in der Kunst,“ begann er von neuem: „soll man nichts Mittelmäßiges dulden. Was nicht fürtrefflich ist, ist schlecht.“ Mit diesen Morten bot er

seiner Gemahlin die Hand und mit dem Kopfe nickend sprach er im Abgehn: „Ihr habt Euch in diesen Tagen auf der Kanzlei zu melden. Seyd Ihr zu brauchen, so sollt Ihr mit mir zufrieden seyn.“

Vergebens hatte der Mahler nur auf einen Blick der Gräfin gehofft; sie ging, ohne ihn angesehn zu haben. Doch jetzt im Weggehn ließ sie eine Nelke fallen, die sie in der Hand getragen hatte, und da er schnell hinzusprang, sie aufzuheben, gewahrte er, daß sie lächelte.

So war ihm denn durch des Grafen Antrag, mit so rauher Manier er auch geschehen, die Möglichkeit eröffnet, nicht allein seine Liebe noch ferner zu schauen, sondern sogar mit ihr in einem und demselben Hause zu wohnen, ja er durfte glauben, daß sie es selber wünschte. Obwohl nun aber sein Herz darüber voll guter Dinge war, nicht anders, als hätte ihm jemand eine Leiter an den Himmel gelegt, so hing sich doch immer der Gedanke an Kunigunden, wie eine Centnerlast

an dasselbe und zog es zur Erde nieder. — Er sah sich überall nach dem Grünrock um; es war ihm, als müsse dieser einen Rath für ihn haben, da er sich selber nicht zu berathen wußte; allein der Grünrock ließ sich nirgend sehen.

So trieben nun Ungewißheit, Zweifel, Ungeduld, Mitleid und Begier, bald zurückhaltend, bald anspornend, bald dahin, bald dorthin lenkend, ihn unabläßig umher; und da er indeß auch bei der Gräfin, wenn er sich, das Bildniß zu vollenden, einstellte, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand abgewiesen wurde, so bedünkte ihn sein Zustand mit jedem Tage unerträglicher, und es lag auf seiner Brust wie ein schweres Verbrechen, so daß er oft sich selber, sich besinnend, fragen mußte, ob er etwa und was er denn Entsetzliches begangen, das ihn wie den Kain verfolge.

Eines Abends, gerade da er in sein Haus treten wollte, faßte ihn eine Hand von hin-

ten beim Arm und da er sich wandte, stand wieder der Grünrock vor ihm.

„Wie geht es, Meister?“ sprach er. „Seyd Ihr noch krank? Denn wahrlich krank ist, wer ewig zwischen Wollen und Nichtkönnen hin und wieder schwankt. Nur der Entschlossene ist der Gesunde. Ihr dauert mich. Ihr schwachen Seelen fühlt die Schmerzen des Gebärens, und doch nimmer die Lust an dem Gebornen.“

„Auf Euch hab' ich gehofft,“ entgegnete der Mahler. „Ihr sollt mir rathen.“

„Was soll Euch mein Rath?“ versetzte jener. „Wenn Ihr mir Euren Pinsel gebt, bin ich drum schon ein Mahler? Und was kann ich Euch am Ende anders rathen als: hier laßt fahren und dort greift zu. Wer nicht entsagen kann, kann nicht besitzen.“

Der Mahler sah zur Erde und jener fuhr nach einer Weile fort: „Du bist ein Kind, Meister; ich will für Dich sorgen, und so geh jetzt nur hinein, Du thöriges Kind, in Deine Wiege, aus welcher Du heraus

verlangst; kommt doch die Zeit, wo Du Dein Herzblut darum gäbst, so Du noch drinn lägest."

Mit diesen Worten schob er ihn nach der Hausthür hin; doch plötzlich wieder zog er ihn zurück und sprach mit dumpfer, leiser Stimme: „Wenn ich wollte, gingst Du nicht mehr hinein, nie mehr! Doch siehe da!" fuhr er mit Kopfschütteln fort: „ich bin ein Kind wie Du. Geh nur, geh hin, unglücklicher Glücklicher. Du ahnest nicht, welch schweres Opfer ich Dir bringe."

Er ging und Meister Dietrich blieb staunend und nachdenkend über sein seltsames Thun und Reden zurück, und sah ihm lange nach; und da er in seine Wohnung trat, fand er er sein Weib in Thränen; doch wollte sie ihm darob nicht Rede stehen, sondern winkte ihm mit der Hand zu schweigen; sein Töchterlein aber zog ihn auf einen Stuhl herab und sprach leise zu ihm: „der grüne Mann ist da gewesen."

Er hatte am andern Morgen eben die Thür in der Hand, den Grünrock aufzusuchen, da trat Kunigunde aus ihrer Kammer und öffnete den Mund, denn sie hatte in mehreren Tagen nicht mit ihm geredet, und sprach: „wo willst Du hin?“ Und da er sich befremdet umkehrte, gewahrte er, daß ihre Wangen brennten wie in Fieberglut und aus ihren Augen ein ungewöhnlich Feuer hervorbrach. „Ich wollte,“ fuhr sie fort: „Du bliebest heut' bei mir, heut' nur noch! Es ist leicht das letzte Mal, daß ich Dich bitte.“ Und seine Hand ergreifend: „was würdest Du mit unsern Kindern beginnen, wenn ich einst eher stürbe, als Du? Bring' sie zu meiner Schwester. Sie liebt die Kinder. Dort sind sie wohl aufgehoben.“

„Kunigunde,“ rief der Mahler beängstigt aus: „was hast Du vor?“

Doch wie im tiefen Nachsinnen sprach sie weiter: „Nimm Dich vor dem Grünen in Acht. Ich warne Dich. Es kann sonst schrecklich mit Dir enden. Ich weiß es, ein

Traum hat mir's diese Nacht gezeigt. Steh ab von deinem Wege, sonst bist Du hier und jenseit verloren."

Der Mahler stand erschrocken und gerührt und fühlte, da er sie ansah, plötzlich sein ganzes Herz gewendet. Und sie breitete ihre Arme gegen ihn aus und rief: „Heinrich!" in Thränen ausbrechend. Da nahm er sie an seine Brust und sprach: „Lieb Weib, hör' auf mit eitlen Einbildungen Dich zu quälen. Ich gehe jetzt und alles wird noch gut."

Sie aber riß sich von ihm los und rief: „Du gehst!" — „Ich gehe," versetzte er: „und wenn ich wiederkomme, ist alles anders."

„Ja anders!" sprach sie hastig, kehrte sich von ihm, nahm den Knaben, der an der Erde spielte, auf und hob ihn hastig, mit zum Himmel gerichteten Angesicht und Augen, hoch empor. Er aber, seines Vorhabens voll, achtete alles dessen nicht, dachte nur, daß es bald anders werden solle und eilte davon,

solches in's Werk zu setzen. Denn es war das Gefühl seines Unrechts mit Macht über ihn gekommen, unendliches Mitleid mit seinem armen Weibe hatte ihn ergriffen, auch regte sich die alte Liebe zu ihr von neuem und es war sein ehrlicher Wille und Vorsatz, der Gräfin auf der Stelle zu entsagen. Weil er aber theils sich selber nicht vertrauen mochte bei längerem Verzug, theils auch, weil ihm des Grünrocks wunderliche Reden immer zu Sinne lagen und eine bange Ahnung ihn deshalb auf das Herz drückte, so trieb es ihn mit Gewalt, jenen ohne Weilen aufzusuchen, damit er nichts beginne, und dann im Hause des Grafen auf das Geheimschreiberamt Verzicht zu leisten und solchergestalt das Brücklein, das ihm noch kurz vorher der Eingang in das Paradies geschienen, mit eignen Händen abzubrechen.

Wie er nun hin und wieder lief, den Grünrock auszukundschaften, und niemand von ihm wissen wollte, fiel ihm ein, daß er ihn einsmals mit einem Mönch des Bene-

dictiner-Klosters im Gespräch gesehen, nahm deshalb schnell seinen Weg dorthin, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Doch da auch hier sein Forschen vergeblich gewesen und er mißmuthig langsamen Schrittes über den Klosterhof zurück ging, da wollte es sein Geschick, daß die Kirchenthür offen stand. Es kam ihm ein groß Verlangen an, sein Bild einmal wieder zu sehen und er trat hinein und ging nach der Kapelle. Eben zog ein schweres Ungewitter herauf, der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, in die Kapelle fiel durch die hohen, gemahlten Fenster nur ein schwaches Licht; es war düster und still darin wie in einer Gruft. Dem Mahler drückte es das Herz zusammen, da er hineintrat; das Bild auf dem Altar kam ihm so fremd und seltsam vor, daß er erschrak und da er seine Augen abkehrte, nahm er die drei rothen Sternlein an der Wand wahr. Das Gespräch mit dem Grünrock kam ihm wieder in den Sinn, alles was er ihm verheißen und was nach dieser Zeit erfolgt und

wie die Gräfin ihm hier zuerst erschienen, und er sah sie vor sich stehen in ihrer wunderbaren Schönheit und hörte die himmlischen Töne ihrer Stimme locken; es ergriff ihn ein heftiges Sehnen und Verlangen nach ihr, er fühlte, daß es unmöglich sey, ihr zu entsagen und obwohl er, seines armen Weibes sich erinnernd, alle Kräfte seiner Seele aufbot, dem Gedanken an sie zu entrinnen, vermochte er's dennoch nicht; ihr Bild blieb zulächelnd immer vor ihm stehen und ließ nicht ab von ihm. In dieser Angst und innerlichem Kampf wandte er sich wiederum nach dem Gemälde, als wollte er dort Hülfe suchen; siehe! da däucht' ihm, die mittlere weibliche Gestalt verwandle sich in Kunigunden und wie er erschrocken hinstarrte, bewegte sie sich und streckte die gerungenen Hände nach ihm aus. Zu gleicher Zeit erschallte durch die Kapelle ein lautes, schreckliches Angstgeschrei und wie er sich umschaute, war niemand zu sehen und alles wieder still. Da faßte ihn Grausen und Entsetzen, vor seinen

Augen ward es dunkel, er wollte fliehen und konnte nicht, in diesem Augenblicke prasselte ein fürchterlicher Donnerschlag herab und ohne Bewußtseyn stürzte er zu Boden.

Da er wieder zu sich kam, fand er sich in einer Zelle, auf einem Bette liegend, zu dessen Füßen ein alter Mönch ihm zugewendet saß. Der Mönch faßte seine Hand und sprach: „bleibt nur ganz still und ruhig. Ihr seyd in guten Händen. Unser hochwürdige Abt Gervasius wird sich freuen, Euch wieder unter den Lebenden zu wissen. Der Tod stand nah an Eurem Haupte, Gottlob, daß er noch dies Mal vorübergegangen!"

Es dauerte lange, ehe sich der Mahler erholte und besinnen konnte, was ihm begegnet sey. Mit einem Male überfiel ihn die Erinnerung des schrecklichen Augenblicks in der Kapelle und er sprang mit einem lauten Schrei von seinem Lager auf und da der erschrockene Mönch ihn wieder mit sanftem Zureden dahin zurückführen wollte, sprach er:

„Laßt mich fort um Gottes Willen und meiner Seele Heil! Ich bin gesund. Es geht etwas Entsetzliches vor. Ich darf nicht länger weilen,“ — riß sich damit los, rennte aus dem Gemach und lief in einem fort, bis er zu seiner Wohnung gelangte. Dies geschah in der Abenddämmerung.

Da er die Thür öffnete, sah er sein Töchterlein auf einem Fußschemel sitzen, der Knabe lag schlummernd auf ihrem Schooß und mit leiser kindischer Stimme sang sie aus dem Liede, welches er einst von Kunigunden gehört, stets wiederholend die Worte:

Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
Sie stirbt zur selben Stunde.

„Wo ist die Mutter?“ rief der Mahler. — „Sie schläft,“ entgegnete die Kleine nach der Kammer zeigend. „Es ist gut, daß Du kommst, Vater; mir wäre bald Angst geworden hier allein.“

Halb beruhigt setzte er sich, um Odem zu schöpfen. Da erzählte nun das Töchterlein mit kindischer Geschwätzigkeit: wie Mutter heut' recht wunderlich gewesen sey und sie bald zu sich gerufen, heftig an die Brust gedrückt und sie geliebkos't, bald sie wieder heftig von sich gestoßen habe. Wie sie oftmals zum Fenster hinausgeschaut und dann gesagt: „wenn er jetzt käme, wär's noch Zeit." — Der Mahler horchte erschrocken auf.

„Mich hungerte sehr," fuhr die Kleine fort: „da gab mir die Mutter ein Stücklein Brod und einen Apfel und sprach: warte nur, der Vater bringt Dir etwas mit. Hernach kam der grüne Mann herein und wollte mit ihr sprechen; Mutter aber war sehr böse auf ihn, und da er nicht gehen wollte, lief sie in die Kammer und verriegelte sie. Der grüne Mann stand lange vor der Thür; endlich ging er fort."

Dem Mahler überkam eine große Angst, da er dieß hörte; er wollte aufstehn, sank

aber erschöpft in den Sessel zurück. Während dem erzählte das Kind weiter: Die Mutter sey nach langer, langer Zeit wieder herausgetreten aus der Kammer, habe aber so seltsam ausgesehen, daß sie sich vor ihr gefürchtet. Darauf sey sie vor dem Bilde der Mutter Gottes niedergekniet und habe sie zu sich gewinkt und ihr befohlen zu beten, da sie dann alle Gebetlein hergesagt habe, die ihr die Mutter gelehrt; und die Mutter habe auch mit lauter Stimme gebetet. Dann sey sie aufgestanden und habe den spielenden Knaben von der Erde aufgenonmen, ihn geküßt, und ihn ihr auf den Schooß gegeben und gesagt: sie solle ihm nur etwas vorsingen; der Vater werde bald kommen; sie wolle gehn und schlafen. Und so sey sie nach der Kammer gegangen und schlafe.

Der Mahler riß sich mit Gewalt empor und schwankte nach der Kammer. Kunigunde lag ausgestreckt auf ihrem Bette. Er trat hinzu und rufte sie leise bei ihrem Namen und wiederholte ihn mehrere Mal.

Sie lag aber stille und regte sich nicht. Da streckte er seine Hand aus, ihre Hand zu fassen, doch sie war starr und kalt wie eines Todten — Laut auf schrie der Unglückliche, taumelte zurück, sein Haar sträubte sich empor; ein ungeheuerer Schmerz zuckte durch sein Gebein, daß ihm die Brust zerspringen wollte und seine Augen starrend aus ihren Höhlen drangen. So stand er, wie einer, den Gottes Hand getroffen.

Endlich aber erbarmte sich die mitleidige Hoffnung seiner, raunte ihm ein mitleidiges Wörtlein zu und trieb ihn hinaus aus dem Gemache zur Nachbarin, die sonst oftmals Kunigunden besucht. Als nun diese, die mit ihrer Tochter spinnend saß, ihn bleichen und entstellten Angesichts hereintreten, sprachlos nach der brennenden Lampe zeigen und ihr winken sah, erschrak sie heftig, ergriff die Lampe und folgte ihm mit ihrer Tochter auf der Stelle. Und da sie mit einander vor Kunigundens Bette traten, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus; er aber lehnte

sich mit gefaltenen Händen, erschöpft an die Wand, seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen in Fieberfrost an einander und während die Nachbarinnen, Hülfe suchend, geschäftig waren, nach dem Arzte schickten und die Wohnung sich allgemach mit mehreren Leuten füllte, starrte er unverwandten Blickes in das Antlitz der Entschlafenen, auf welchem die flüchtigen Strahlen ab und zu wandelnder Lichter hin und wieder liefen und gleichsam mit dem Tode spielten. —

„Ihre Seele steht vor Gott; der wird ihr gnädig seyn," sprach Meister Ludwig, der Arzt: — „für mich ist hier nichts mehr zu thun. Dort aber seh' ich einen, dem meine Hülfe Noth thut." — Damit wandte er sich zu dem Mahler, faßte seine Hand und führte ihn aus der Kammer; und da er ein alter Freund der Familie war, redete er ihm zu, sich mit seinen Kindern zu seiner Frauen Schwester zu begeben, wohl voraussehend, daß er ihrer Pflege bedürftig seyn werde, übertrug darauf der Nachbarin die Sorge

für das Haus und verließ mit den Verwaiseten, den Knaben auf dem Arm, die Jammerstätte. Der Mahler aber ließ, wie ein Kind, alles mit sich geschehen und folgte ihm schweigend nach; doch waren sie kaum dort angelangt, als ihn heftige Fieberglut ergriff und er zu Bette gebracht werden mußte. — Drei Wochen lang hielt ihn eine schwere Krankheit auf dem Siechenlager; sein Bewußtseyn hatte ihn verlassen und der Arzt ihn aufgegeben.

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben.
Die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.

Unbeständiger aber und flüchtiger noch denn Wasser, Wind und Wolken ist des Menschen Herz.

Gegen Aller Erwarten war Meister Dietrich wiederum genesen, und obwohl die Besinnung bei ihrer Rückkehr ihm den herbsten Schmerz mitgebracht hatte und kein Tag vergangen war ohne heiße Thränen um Kunigunden, so ließ sich doch der Zeit gewöhnliches Bemühen gar bald spüren; das Leben machte wieder sein Recht geltend und mahlte das halb erloschene Bild der Gräfin nach und nach wieder mit den frischesten Farben aus.

Er hatte es in den ersten Tagen seiner Genesung hundertmal verschworen, sie jemals wieder zu sehen, allein jetzt fiel ihm zur rechten Zeit bei, daß es sich gezieme, ihr für ihre Theilnahme zu danken, da sie sich zum öftern nach seinem Befinden erkundigen lassen; auch sey es, meinte er, seine Schuldigkeit, wenigstens ihr Gemählde zu vollenden, dann aber wolle er ihr auf immer entsagen und Kunigunden einzig und allein in seinem Herzen bewahren, das kein anderen Götter haben solle neben ihr.

Allein da ihm die Gräfin bei seinem Besuch mit so liebreichem Bedauern und mit einer Freundlichkeit entgegen kam, die, gleichsam wider ihren Willen aus den feuchten Augen hervorbrechend, noch etwas mehreres zu verrathen schien, auch im Gespräch ein Wörtlein davon fallen ließ, daß die Geheimschreiberstelle bei ihrem Gemahl noch immer unbesetzt sey, so war ihm nicht anders, als ob nach langem Winter ein warmer Frühling in seinem Herzen mit Gewalt aufgehen wolle; neue Blüthen drangen hervor, die welken Blätter — fielen ab; seine Gedanken waren mit einem Mal gewendet und ehe noch drei Tage vergingen, zog er als Hausgenosse in's Haus des Grafen ein.

Die Geschäfte seines neuen Herrn ließen ihm Zeit genug, um auch nach Vollendung des Bildnisses der Gräfin mancherlei Arbeiten zu vollführen, die sie ihm auftrug und er gar freudig übernahm, da sie ihm ihre Nähe vergönnten. Sie bezeigte sich ihm auch mit jedem Tage freundlicher und ver-

traulicher, so daß ihr sogar manche Klage entfiel, über ihres Gemahls rauhes und kaltes Wesen. Doch, obgleich dadurch des Mahlers Hoffnungen immer kühner wurden, wußte sie ihn dennoch allzeit in ehrerbietiger Entfernung zu halten und also bald anlockend, bald zurückweisend seine Liebe dergestalt zu entzünden, daß alle Kräfte seines Willens und Gemüthes ihr unterthan und leibeigen wurden.

Eines Tages, als der Mahler in dem Gemach seines Herrn beschäftigt war, der ihn eben auf einen Augenblick allein gelassen hatte, trat die Gräfin hastig zu ihm herein, zog aus einem Wandschrank ein Papier hervor und begehrte von ihm, daß er eine Abschrift davon nehmen und ihr zustellen solle. Und als er sie darauf verwundert und erschrocken ansah — denn das Papier betraf eine wichtige und geheime Verhandlung mit einem ausländischen Hofe — sprach sie zürnend: „besinnt Euch nicht lange, sondern thut, was ich befehle!“ Doch gleich mit milderm

Tone: „Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr mich liebtet,“ — setzte sie lächelnd hinzu — „jetzt steht es bei Euch mir den Beweis zu geben. Weiß ich doch einen Lohn dafür, der Euch lieber ist als Gold!“ — Indem hörten sie den Grafen, der zurückkehrte; schnell schob sie ihm das Papier in den Busen und eilte davon. — Meister Dietrich nutzte seine Zeit und in wenig Stunden hielt sie die Abschrift in Händen.

Kein wuchernder Unkraut als das Unrecht! — Hat nur erst ein Saamenkörnlein Wurzel geschlagen, ist auch bald der ganze Acker überzogen und die Sünde ist seine Blüthe, das Verbrechen seine Frucht.

Es wurde der Gräfin nicht schwer, nachdem der erste Schritt geschehen, den Mahler zu gleichem Dienste ferner zu vermögen; allein der süße Lohn, den er begehrte und erwartete, ward ihm zugleich noch immer mehr hinausgerückt. Oft wenn er von Liebe und

Verlangen glühend und zitternd vor ihr stand und seine in Thränen schwimmenden Augen zu ihr fleheten, brach sie in bittere Klagen aus über ihr Geschick, das sie mit ehernen Banden der Pflicht an die Seite eines Mannes gefesselt, der, von ihr an Alter und Gemüthsart so weit verschieden, das Leben zu einer Last für sie mache, von welcher nur der Tod auf eine oder die andere Art sie erlösen könne, und dann zeigte sie ihm, mehr mit halben Worten und Blicken, als mit deutlichen Reden in der Ferne die Aussicht auf den Besitz ihrer Hand, als den Preis seiner Liebe und Treue.

So kehrte sich nun des Mahlers ganzes Hoffen und Sinnen gegen die Zukunft, und seine Einbildung war geschäftig, sie nach Gefallen auf's Beste auszuschmücken; doch aber vermochte sie nicht eine seltsame Unruhe und Bangigkeit zu beschwichtigen, die, überall ihm zur Seite stehend, seine Brust zusammendrückten, und wenn er dann vergleichend wohl einmal der Zeit gedachte, wo ihn die freund-

liche Gegenwart umfing wie eine Geliebte, sein Häuslein alle seine Wünsche in sich schloß und er einfältigen und frommen Herzens seiner Kunst sich ergab und Weib und Kinder liebte ohne anderes Begehr, als daß morgen immer seyn möchte wie heute, da kam ihm sein jetziges Treiben und Wesen fremd und wunderlich vor, gleich als hätte er sich selbst verloren, und er konnte sich oft der bittern Thränen nicht erwehren. — Ungern nahm er jetzt seinen Weg durch den Bildersaal, denn es war, als ob die Bilder ihm eine Schuld vorwerfen wollten und ihre Farben wie stechende Flammen auf ihn eindrängen; und vor dem Werke des göttlichen Raphaels, das ihn einst so erfreut, eilte er allzeit mit niedergeschlagenen Augen vorüber.

In dieser Zeit war es, daß ihm ein gewisses Lächeln an der Gräfin Zofe befremdlich wurde, so wie die oft zornigen, oft lauernden Blicke des Dieners, in dessen Beglei-

tung er die Gräfin zuerst gesehen, ihm manchmal zu denken gaben.

Der Sommer war vergangen; die Blätter fingen an sich bunt zu färben; da begab es sich, daß Meister Dietrich eines Abends im Garten hinter dem Hause seinen Gedanken nachhängend, sich so lange verweilte, bis es schon anfing dunkel zu werden und da er eben aus der Laube, worin er gesessen, heraustreten wollte, um sich auf den Rückweg zu begeben, hörte er schnelle Tritte durch das dürre Laub herbeirauschen; nicht weit von ihm hielten sie an, und er hörte zwei Stimmen sich leise, doch schnell und eifrig mit einander unterreden. Er konnte aber weder von dem Gespräch etwas verstehen, noch in dem dunklen Bogengange die Gestalt der Sprechenden unterscheiden, trat daher hastig hervor, sich näher zu unterrichten; doch in dem Augenblick war alles verstummt,

nirgend ein menschlich Wesen zu sehen, und so emsig er auch die umliegenden Gebüsche durchsuchte, so war doch seine Mühe vergeblich; es regte sich nichts als der Abendwind, der die dürren Blätter von den Bäumen warf; da ward dem Mahler unheimlich zu Muthe und er eilte nach dem Hause.

Als er in sein Gemach trat, fand er einen Zettel auf dem Tische liegen, darauf stand:

„Der Grünrock erwartet Euch morgen früh auf dem Platze vor der Benedictiner-Abtey.“

Niemand aber von der Dienerschaft wollte wissen, wie der Zettel dahin gekommen sey.

Seit Kunigundens Tode hatte Meister Dietrich nichts von dem Grünrock vernommen; jetzt gedachte er all' seines seltsamen Thuns und Treibens und seiner wunderlichen Worte zu jener Zeit; er trug großes Verlangen nach einer Erklärung und beschloß, sie ihm morgen ernstlich abzufordern.

Die Nacht verging ihm in großer Unruhe. Aengstliche Traumbilder erschienen vor seiner Seele und mehrmals fuhr er erschrocken aus dem Schlafe in die Höhe, da ihm dann immer däuchte, es habe ihn jemand laut bei seinem Namen gerufen. Gegen Morgen aber träumte ihm, er sehe Kunigunden vor seinem Bette stehen; sie sah sehr blaß und traurig aus, und da er halb erschrocken, halb erfreut über ihren Anblick, aufspringen wollte, fühlte er sich an allen Gliedern gelähmt und vermochte sich nicht zu rühren. Darauf fing Kunigunde an die Lippen zu bewegen und er sah, daß sie mit ihm sprach, allein er konnte keinen Laut vernehmen; sie aber gebehrdete sich immer ängstlicher und heftiger und zeigte mehrmals mit der Hand über sein Haupt hin, und da er die Augen in die Höhe schlug, gewahrte er eine riesenhafte Faust, die hielt ein langes, breites Schwert, mit der Spitze nach ihm gekehrt, und dieses Schwert war ganz in Blut getaucht, welches noch rauchte. Ein ungeheures Entsetzen über-

fiel ihn, er wollte fliehen und konnte sich nicht rühren, ja er vermochte nicht ein Mal seine Augen von dem Schwerte abzuwenden, an dessen Spitze sich ein Blutstropfe sammelte, der immer größer und größer ward und auf sein Gesicht herabfallen wollte. Und so lag er und sein Herz arbeitete sich ab in immer zunehmender gräßlicher Angst.

Indem aber hörte er ein leises Wehklagen und Wimmern, wie aus der Ferne her und da es ihm mit großer Anstrengung gelang seine Augen nach der Seite zu wenden, sah er Kunigunden in weiter Entfernung vor sich auf den Knieen liegend und die Hände nach ihm ausstreckend. Sie schien von den Wellen einer großen dunklen Wasserfläche getragen zu werden, die sie immer weiter und weiter von ihm nach einem gegenüberliegendenden Ufer führten, welches im Glanz der Morgensonne prangte. Er wollte sie rufen und anflehen, ihn in seiner schrecklichen Noth nicht zu verlassen; — da fiel der große Blutstropfe vom Schwerte glühend heiß auf

seine Stirn herab und darüber erwachte er.

Sein Herz pochte laut, auf seinem Gesichte stand kalter Schweiß und seine Zunge klebte am Gaumen. Das Morgenroth schaute durch die Fenster, die Glocke schlug sechs. Er sprang auf, kleidete sich an und eilte aus dem Gemach, um Menschen aufzusuchen, denn ihm grauete allein. Auf der Treppe begegnete ihm die Zofe der Gräfin. Kommt nur gleich mit mir, rief sie ihm entgegen: ich sollte Euch wecken; die Gräfin wartet Eurer. — Seine Hand ergreifend zog sie ihn schnell die Treppe hinab, öffnete das Zimmer der Gräfin und schob ihn hinein.

Weinend, mit aufgelös'tem Haar, trat ihm die Gräfin entgegen und sprach: „Ihr seyd verloren und ich mit Euch, wenn Ihr nicht den Muth habt uns zu retten! Der Graf weiß, daß Ihr von jenen Papieren heimliche Abschrift genommen habt; alle Umstände, sein ganzes Betragen lassen mich nicht zweifeln, daß er auch weiß, auf wessen An-

trieb. Was wird Euer, was wird mein Loos seyn?"

Der Mahler stand bleich und stumm und starrte sie an. Sie ergriff seine Hand. „Schleunige Flucht," sprach sie: „könnte vielleicht uns retten, vielleicht! Aber ich fliehe nicht. Lieber schnellen Tod von eigner Hand, als langsames Verzehren in Schand' und Armuth! Es bleibt uns noch ein anderes Mittel. Was denkt Ihr zu thun?"

„Bei Euch bleiben," — rief der Mahler, ihre Hand an seine Brust drückend — „und mit Euch sterben!"

Die Gräfin lächelte. „Noch sind wir nicht so weit," sprach sie: „noch bleibt uns eine Wahl, wenn Ihr ein Mann seyd. Er oder wir. Versteht Ihr mich?"

„Um Gottes willen," rief der Mahler voll Entsetzen: „wer gab Euch den Gedanken ein! Ihr wollt — Ihr verlangt von mir? — Nimmermehr!"

„Nun dann, so eile, flieh, laß mich hülflos und rette dich, Feiger! Auf mich allein soll die Rache des Grafen fallen.“

Der Mahler lief, die Hände ringend, im Gemach hin und wieder; da fiel ihm, wie ein Blitz, der Gedanke an den Grünrock in die Seele, es war ihm, er wußte selber nicht warum, als möchte jener Hülfe für ihn wissen und er wandte sich zur Gräfin und bat sie inständigst, in seiner Abwesenheit nichts zu unternehmen; er werde bald wieder zurückkehren. Damit verließ er sie schnell und eilte nach dem bestimmten Ort, wo er den Grünrock finden sollte.

Als er odemlos dort anlangte, trat dieser eben in heftiger Bewegung aus dem Klosterhofe. Er sah verstört aus und in seinem ganzen Wesen war eine besondere Unruhe zu spüren. Der Mahler gedachte bei seinem Anblick an Kunigundens Tod und es überlief ihn ein kalter Schauder; die gegenwärtige Noth aber unterdrückte schnell jeden Gedanken an das Vergangene. Er erzählte je-

nem mit flüchtigen Worten alles, wie es sich begeben, und bat ihn um seinen Rath und Beistand.

Der Grünrock lächelte ein wenig. „Ihr traut mir viel zu," sprach er: „wenn Ihr vermeint, daß Euch mein Rath zwischen dem Galgen zu Eurer Rechten und dem Verbrechen zu Eurer Linken fein säuberlich hindurchführen könne und werde. Wer in solchen Dingen Rath verlangt, dem ist nicht zu rathen. Ein Mann bedarf fremder Hülfe nicht: Thut was Ihr wollt; nur thut es ganz und schnell, so habt Ihr wohl gethan. Das ist mein Rath." — „Also auch Ihr verlangt, Ihr wollt von mir" — rief der Mahler. — „Ich will, ich verlange nichts von Euch," unterbrach ihn jener: „Wenn ihr den Wink des Schicksals nicht selbst versteht, ich habe keinen Beruf, ihn Euch zu dollmetschen."

Mit diesen Worten drehete er sich um und winkte einem Diener, der in der Ferne

mit zwei Pferden hielt und jetzt eilig herbeisprengte.

„Wir haben beide keine Zeit zu verlieren," fuhr er darauf fort: „Von dem, was ich euch sonst noch zu sagen hätte, vielleicht ein andermal. Gehabt Euch wohl!"

Er setzte den Fuß in den Steigbügel, doch, als ob er plötzlich sich besönne, kehrte er sich noch einmal gegen Meister Dietrichen und sprach: „ich trage noch etwas bei mir, was Euch gehört. Wir sehen uns sobald nicht wieder; drum nehmet es hin. Die Wirkung ist schnell und sicher; schnell und sicher, sag' ich Euch!"

Nachdem er dies gesagt, schwang er sich auf's Pferd, sprengte davon und ließ Meister Dietrichen ein Fläschlein in der Hand zurück, das dieser alsobald für dasselbe erkannte, welches der Grünrock einst auf dem Jahrmarkt im Scherz für ihn gekauft und ihm aufzuheben versprochen hatte.

Bald jenem nachschauend, bald das Fläschlein anstarrend, stand er lange gedankenlos,

und konnte sich selbst nicht wiederfinden; wie ein fernes Glockengeläut' aber, durch Nacht und Nebel, summten ihm die letzten Worte des Grünrocks leise vor den Ohren: die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch! Und so gelangte er, ohne daß er selber wußte, wie, vor des Grafen Haus zurück.

Hier fand er an der Thür die Dienerin der Gräfin seiner wartend. Sie zog ihn bei der Hand in's Haus hinein und erzählte ihm da, unter Thränen und Wehklagen, daß der Graf im höchsten Zorn zu ihrer Frau gekommen sey und sie hart angefahren habe, doch alles in wälscher Sprache, so daß sie nichts davon verstanden, und daß die Gräfin, da seine Gebehrden immer drohender und seine Blicke immer wüthender geworden, endlich in Ohnmacht gesunken sey, und da sie ihrer Gebieterin beispringen wollen, habe er ihr befohlen, sich zu entfernen, darauf selbst das Gemach verlassen, es fest verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt.

„Auch nach Euch hat er mehrmals gefragt," fügte sie hinzu, „und mit Mienen und Gebehrden, die nichts Gutes für Euch verkünden. Dreht daher nur auf der Stelle wieder um und rettet Euch, weil es noch Zeit ist. Ich aber will mich in den Garten unter die Fenster der Gräfin schleichen, zu sehn, ob ich ihr dienen kann." — Verzweiflung ergriff des Mahlers Herz. Die Gräfin wollt' er, mußt' er retten oder sterben, und ohne recht zu wissen, was er begann, eilt' er die Treppe hinan, den Weg nach ihrem Zimmer einschlagend. Siehe, da fiel ihm, als er an der Küche vorüber lief, das wohlbekannte silberne Gefäß in die Augen, welches mit dem Frühstück des Grafen, bereit ihm aufgetragen zu werden, auf dem Heerde stand. Bei dem Anblick stutzte er unwillkührlich und blieb stehen. Niemand war in der Küche zu schauen. Seine Blicke trafen auf das Fläschlein, das er noch in der Hand hielt, und es läutete wieder vor seinen Ohren: „Die Wirkung ist schnell und

sicher, schnell und sicher!" und immer stärker und stärker. Da trat er rasch, doch zitternd wie im Fieberfrost, in die Küche, öffnete das Fläschlein und goß es aus in das Gefäß. Nicht anders aber, als zischte die Hölle aus dem schäumenden Trank herauf, wandte er sich voll Entsetzen, da es geschehen war, und stürzte hinaus, die Treppe hinab, aus dem Hause und so immer weiter lief er, allen Menschen ausweichend, denn es war ihm, als läs' er in allen Blicken seine That, durch abgelegene Straßen und versteckte Gäßlein, bis er vor's Thor hinausgelangte ins Freie. Dort strich er, gebahnte Wege meidend, durch Felder und Wälder, über Berg und Thal, im Kreise rund um die Stadt umher, wie ein Gebannter. Wenn er seine Augen hinwendete nach ihren schwarzen Mauern, überfiel ihn Furcht und Schrecken und trieb ihn zur Flucht und doch wieder, wenn er die hohen Thürme nicht mehr sah, faßte ihn unsagliche Angst und jagte ihn rückwärts nach den nahen Hügeln, daß er ihrer wiederum ansich-

tig würde. Der Regen, der unablässig vom Himmel strömte, durchnäßte ihn. Keine Labung kam über seine lechzende Zunge. So trieb er es, bis der Abend graute. Da endlich konnte er seine Qual nicht länger tragen, er wollte sie enden auf eine oder die andere Art, und so kehrte er entschlossenen Schrittes nach der Stadt zurück.

Je näher er dem Hause des Grafen kam, desto mehr bedünkte ihn alles fast wie ein schwerer Traum, der ihn geängstigt; ja wenn auch zuweilen mit Gewalt das Gefühl der Wirklichkeit verletzend hervorbrach, so regte sich doch immer lebendiger die Hoffnung, er werde mit der Angst davon kommen, der Inhalt des Fläschleins sey vielleicht ganz unschädlich gewesen, der Zorn des Grafen könne sich besänftigen lassen und alles sich noch zu einem leidlichen Ausgang neigen.

Doch als er in das Haus trat, war da große Unruhe und Hin- und Wiederlaufen, so daß er nicht zweifeln konnte, es sey etwas Wichtiges und Ausserordentliches geschehen,

und da er mit klopfenden Herzen, ohne den Muth zu fragen, die Treppe langsam hinanstieg, rief ihn einer der Diener an, wo er so lange verweile; die Gräfin verlange sehr nach ihm und lasse ihn überall aufsuchen. Indem sprang die Zofe der Gräfin herbei und rief: „da ist er ja!“ ergriff seine Hand und zog ihn hastig mit sich fort.

„Wie wunderbar hat sich doch alles gewendet!“ sprach sie im Gehen zu ihm: „Ist es nicht, als stündet Ihr unter des Himmels besonderer Obhut, da er den alten Grafen just so zur rechten Zeit zu sich genommen?“

Der Mahler blieb stehen. „Wie sagt Ihr?“ stammelte er: „der Graf — ?“

„Wie stellt Ihr Euch!“ rief die Dirne aus: „Wißt Ihr denn wirklich nicht, was in Eurer Abwesenheit hier vorgegangen ist? Wißt Ihr es wirklich noch nicht, daß der Graf todt ist?“

Der Mahler erbleichte und lehnte sich seitwärts an die Wand, denn seine Kniee wankten unter ihm.

„Was starrt Ihr mich so an?“ fuhr jene fort: „Er ist todt, sag' ich Euch; an einem Schlagflusse ist er gestorben, und Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Nach Adelberts Aussage überfiel ihn heut' Mittag plötzlich eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe; er legte sich auf das Ruhebett und stand nicht wieder auf. Doch kommt nur, kommt! die Gräfin wird euch alles erzählen.“

Er trat allein in der Gräfin Gemach. Sie sprang auf und kam ihm entgegen; er eilte auf sie zu; doch, als ob ein Gespenst plötzlich zwischen beide träte, blieben sie einige Schritte von einander stehen, sahen sich mit scheuen Blicken an, beide vor einander erschreckend, und die Zunge versagte ihnen den Dienst. Endlich rangen sich aus des Mahlers Brust dumpf und leise die Worte: „die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch!“ Da kehrte sie

sich ab von ihm, verhüllte ihr Gesicht und sprach mit Heftigkeit: „geht, geht, unser Beisammenseyn könnte Verdacht erwecken. Ich bitte Euch, geht!“ — Der Mahler streckte seine Arme nach ihr aus, sie aber winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen. Er sah sie lange, lange an, seine Arme sanken — Thränen stürzten aus seinen Augen und langsam wankte er aus dem Zimmer.

Der schnelle Tod des Grafen machte viel Aufsehen bei Hofe und in der Stadt; da der Graf aber hoch in Jahren stand, ihn auch schon früher einmal ein Anfall vom Schlagfluß betroffen hatte, so regte sich nirgend der geringste Argwohn, daß es dabei nicht ganz nach dem natürlichen Lauf der Dinge zugegangen seyn könne. Das Begräbniß ward mit großer Pracht vollzogen und im Hause kehrte scheinbar alles zur alten Ordnung zurück.

Obwohl nun solchergestalt die Furcht allmälig aus des Mahlers Herzen wich, so wollte doch keine Ruhe darin wieder einziehen. Hin und wieder, auf und ab trieb er sich ohne Rast umher und wäre sich selber gern entflohen. Der Gräfin Gegenwart allein vermochte den bösen Geist, der ihn verfolgte, auf Augenblicke zu beschwören, und sie war es lediglich, die ihn aufrecht erhielt, daß er nicht unterging in sich selbst. Seine Leidenschaft war seit dem Tode des Grafen in immer heftigerer Glut entbrannt; in dem Bewußtseyn der Schuld schien sie, wie in einem befreundeten Elemente, neue Kraft zu gewinnen, ja selbst eine gewisse Scheu vor der Gräfin, welcher er seit jener Zeit sich nicht ganz erwehren konnte, gab ihr durch einen geheimen Reiz frische Nahrung.

Nun konnte es nicht fehlen, daß mancher nach der schönen und reichen Wittwe großes Verlangen trug und ihr Haus gar bald einem Bienenstocke zu vergleichen war, zu dem die Freier mit dem Honig süßer Reden und

Bewerbungen von allen Seiten emsig herbeiflogen; und da die Gräfin an dem Treiben und Gedränge allzugroße Lust zu finden schien, vermochte der Mahler seinen Unmuth darüber nicht zu verbergen, sondern gab ihn durch leise Klagen, ja wohl auch durch mürrisches Bezeigen und laute Vorwürfe zu erkennen, worauf sie ihm Anfangs mit Lachen, dann mit freundlichem Vertrösten antwortete, endlich aber mit Ernst und Stolz ihn in seine Grenzen zurückwies, ja oftmals verständlich darauf hindeutete, daß sie die Herrin, er der Diener sey.

Der Glaube an der Gräfin Gegenliebe, die Hoffnung ihres Besitzes, hatten dem Mahler allein den Muth zum Daseyn erhalten; so schlug ihn nun ihr jetziges Betragen gänzlich zu Boden. Wie eine öde Wüste voll Sonnenbrand, dehnte sich nun weitgestreckt das Leben vor ihm aus und nirgend bot ein Baum ihm Labung oder Schatten; hinter ihm aber, weit hinter ihm lag ein freundliches Land mit grünenden Gebüschen

und frischen Quellen, und wie der Wind von dort herüberstrich, bracht' er ihm fröhliche Weisen aus seiner Jugend mit. Doch überall, wenn er sich rückwärts wandte voll schmerzlicher Sehnsucht, trat ihm der Racheengel mit flammendem Schwerte entgegen und trieb ihn drohend wieder hinaus in den glühenden Sand und immer weiter einem ungeheuren Abgrunde zu, der in der Ferne dampfend und tosend sich für ihn öffnete.

Zurückgezogen in sein stilles Gemach, verbrachte er jetzo, meist einsam, seine Zeit und da saß er oft halbe Tage in dumpfem Sinnen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet. Es war aber nur ein Gedanke in seinem Geiste und mit wachsender Qual kehrte derselbe immer zu ihm zurück. Wie ein thöriger Kaufmann, der in Hoffnung unermeßlichen Gewinn's all' sein Hab und Gut an einen schlechten Handel gesetzt, hatte er seines Lebens Glück und seiner Seele Heil der Gräfin dargebracht und nichts dafür gewonnen als einen Augenblick täuschender

Hoffnung und eine ganze Zukunft voll Elend und Reue.

In dieser Zeit wurde ihm gemeldet, daß sein Söhnlein sehr krank sey und seiner Frauen Schwester bat ihn, sie zu besuchen. Doch mit düsterm Blick entgegnete er: „wohl ihm, wenn ihn ein früher Tod vom Leben rettet! Ich mag die armen Kinder nicht sehen, die ich um ihre Mutter gebracht habe.“

Zuweilen aber, wie einen durch dunkle Nacht Irrenden das Verlangen nach der Sonne Strahl, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Anblick der Gräfin; die Hoffnung regte sich wieder in ihm, seine Einsamkeit wurde ihm zur Marter und er ging hin, sie aufzusuchen. Allein obwohl sie sich ihm stets freundlich erzeigte, wenn er seine Klagen schweigen ließ: diese Freundlichkeit zerriß ihm dennoch das Herz, und da er überdieß sie selten allein, sondern meist von fröhlicher Gesellschaft umgeben, traf, so kehrte er allezeit mit getäuschter Hoffnung und desto bitterer Qual in seine Abgeschiedenheit zurück.

Sein Schicksal trieb ihn immer näher nach dem Abgrund und die Zeit war da, wo es mit ihm enden sollte.

An einem Abend, da er lange vor dem Gemach der Gräfin gestanden, wagte er es, kein Geräusch darin vernehmend, die Thür leise aufzumachen und trat hinein. Die Gräfin hatte ein Fenster geöffnet und stand davor. Bei seinem Eintritt kehrte sie sich rasch um, und da sie ihn erblickte, sprach sie unwillig: „was wollt Ihr, was begehrt Ihr hier zu dieser Stunde?“ Er vermochte nicht zu antworten, sondern stürzte zu ihren Füßen, in Thränen ausbrechend, und umschlang ihre Kniee. Entrüstet wollte sie sich von ihm losmachen, er aber hielt sie nur fester und stammelte: „Gebt mir den Tod! Ich kann das Leben ohne Euch nicht länger tragen!“— „Ich verstehe Euch nicht,“ entgegnete sie kalt. „Was verlangt Ihr denn eigentlich von mir?“ — Da entstrickten sich seine Arme, er schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „o Gott, das könnt Ihr

fragen? Barmherzigkeit verlange ich von Euch, Barmherzigkeit, damit ich nicht verzweifle! Den Lohn verlange ich von Euch, den Ihr mir verheißen, um den ich mir den Himmel verscherzt, die Hölle erworben habe!"

Sie reichte ihm die Hand. „Steht auf!" sprach sie: „Ihr seyd krank. Ich will Euch wohl und habe lange daran gedacht, wie ich Eure Liebe und Treue gegen mich belohnen möchte. So wie Ihr seyd, dürft Ihr nicht länger bleiben, das fühlt Ihr selbst; und so möcht' ich Euch rathen, eine vortheilhafte Stelle anzunehmen, die ich Euch bei unserm Gesandten am kaiserlichen Hofe verschafft habe."

Der Mahler sprang auf und starrte sie lange an. — „Das also Eure Meinung? Entfernen wollt Ihr mich von Euch?"

„Nothwendigkeit!"

„Das also ist mein Lohn, daß ich ein ganzes Leben voll Unschuld, Glück und Frieden Euch geopfert? das ist der Preis, um den ich zum Betrüger und Mörder ward?

um den ich mein armes Weib in Gram und Tod gestoßen!"

„Ihr vergeßt Euch, Meister Dietrich," unterbrach ihn die Gräfin mit stolzem Tone. „Was Ihr gethan, thatet Ihr um euretwillen. Mir brachte des Grafen längeres Leben höchstens Verbannung in ein Kloster, Euch aber den Galgen. Gute Nacht!"

Er faßte ihre Hand, sie zurückhaltend. „Um Gottes Barmherzigkeit," rief er wild: „laßt mich nicht also von Euch gehn!" — Sie aber riß sich los, ergriff die Klingel und schellte. „Leuchte dem Meister zu Bett; er ist krank" — sprach sie zu der eintretenden Zofe und eilte in's Nebenzimmer. Starr und betäubt stand der Mahler, ihr nachschauend. Die Dirne ergriff ihn mitleidig bei der Hand und sagte leise: „man spielt ein schlechtes Spiel mit Euch; ich weiß es wohl" — und so geleitete sie ihn, der willig folgte, aus dem Gemach.

Doch draußen, wie von einem Traum erwachend, schaute er sich befremdet um, sprach

dann leise für sich: „gute Nacht!“ und langsam die Treppe hinabsteigend verließ er das Haus.

Er mochte lange durch die Straßen geirrt seyn, als er sich endlich, zur Besinnung kommend, auf einem Kirchhofe fand, wo er vor Ermattung an einem Grabe niedergesunken war. Der Wind heulte durch die Lucken des Kirchthurms; aus einem Fenster der Kirche warf eine Lampe ihren Schein herüber. Der Mahler richtete sich auf; es fing ihm alles an bekannt zu werden; seine Augen fielen auf das Kreuz über dem Hügel, wo er saß: er hub an zu lesen; bestürzt sprang er empor und und trat näher; heller und heller schien die Lampe in der Kirche aufzuflackern; er las weiter, und mit einem Schrei des Schmerzes stürzte er sich wieder auf den Hügel. Es war Kunigundens Grab. Seine Arme umfaßten das Grab und seine Hände griffen krampfhaft in die Erde, als wollte er sich hinunter graben zu ihr, die da unten schlief. — So lag er lange, und wie

er endlich sein Gesicht erhob, richtete er es empor zum Himmel und wollte beten, aber seine Gedanken verwirrten sich; es war ihm, als ob durch die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten, seine Worte zum Vater nicht hinauf dringen könnten, und da seine Blicke wieder nach der Erde sanken, sah er einen riesenhaften Schatten an der Mauer weg über die Gräber auf sich zuschreiten und plötzlich erschallte eine Stimme hinter ihm: „Heda, Gesell, was treibst du da? Laß die Todten schlafen." — Und da er sich umkehrte, siehe, da erkannte er den Diener der Gräfin. „Unseliges Meisterlein," — fuhr dieser fort, — „bis hieher hat dich die Liebesqual getrieben? Mach' es wie ich, trink' Wein! der spühlt den Gram aus dem Herzen und alle Sünden aus dem Gewissen weg. Komm mit und laß die Todten ruhen. Ich sage dir, sie schlafen nicht so fest, wenn sie der Rechte ruft."

Er setzte sich auf das Grab und zog den Mahler neben sich.

„Hat man nicht oft gehört, daß Ermordete aus den Gräbern gegangen und ihren Mördern erschienen sind? Ein alter Mönch sagte mir einmal, wenn man um Mitternacht sein Ohr an das Grab eines unnatürlichen Todes Verstorbenen lege, so lasse sich ein seltsames Geräusch und Gepolter darin vernehmen.“ —

Auf dem Kirchthurm schlug es eben zwölf. Der Mahler horchte auf. „Hört, hört,“ rief der andere, — „hier unter uns! habt Ihr nichts gehört?“ — Der Mahler sprang voll Entsetzen auf. — „Beinah' kommt mir ein Grausen an,“ sprach jener weiter: „in diesem Gebeingärtlein, wo es scheint, als wollten die Gräber ihre Keime an's Licht treiben, wie Tulpenzwiebeln im Frühjahr. Wär' nicht des Weines guter Geist in mir, ich fürchtete mich vor dem Bösen und hätte meinen Weg nicht hierdurch genommen.“ — Er neigte sich gegen das Ohr des Mahlers: „ich will's Euch sagen; es liegt mir auch einer hier, dem ich ein wenig früher zu Se-

ligkeit geholfen. Dort drüben, schaut, dort liegt er! — Ich sehe nicht gern hin. Kommt! mir klebt die Zunge am Gaumen. Wir wollen noch eins trinken." — Er faßte des Mahlers Arm und zog ihn mit sich. An einem Grabmal, welches weiß durch die Nacht schimmerte, blieb er stehen und sprach: „das ist unseres Grafen Ruhestätte. Ich möchte wohl einmal um Mitternacht daran horchen. der liegt auch gewiß nicht still." — Darauf riß er den Mahler weiter fort, der ihm in halber Betäubung folgte. Sie traten in ein Haus, aus dem ihnen der Gesang lustiger Zechbrüder entgegenschallte. Die Stube war voll Lärm und Gedrang. Unter dem Haufen saßen einige Soldaten, die den andern wacker zuzutrinken schienen. Sie sangen:

Frisch auf und stoßt die Becher an!
Der Mann, der trinkt, das ist ein Mann,
ist reich, ein freier Fürst und sein
ist Welt und Himmel obendrein.

Der Mahler setzte sich in einen Winkel; sein Gefährte brachte ihm Wein. „Auf's Wohlseyn aller Todten!" rief er. Ein verzehrender Durst brannte in des Mahlers Innerem; er trank in langen Zügen. „Auf das Verderben aller buhlerischen Weiber, die schöne Gräfin nicht ausgeschlossen!" rief der andere von neuem und brachte es dem Mahler. Der Mahler starrte ihn an und wies den Becher zurück.

„Armer Tropf," sprach jener: „Du willst nicht auf's Verderben eines Weibes trinken, die Dich verdirbt? die wie ein unnütz gewordenes Werkzeug Dich wegwirft oder zerbricht, wenn du nicht mehr für ihre Pläne taugst? — Die einer Harpye gleich an deinem Leben saugt, bis sie es um alle Freuden, um Muth und Kraft gebracht, und Wahnsinn oder Selbstmord es enden? — Was Du ihr warst, bin ich ihr auch gewesen, und was Du bist, das war ich auch: ein Narr, wie Du! Es gab eine Zeit, wo ich um einen freundlichen Blick von ihr mei-

nen Vater umgebracht hätte, wo ihr Händedruck mich zum Verbrechen trieb, wie Dich. Verfluchter Narr!" — Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. — „Trink! Der Heuchlerin Verderben! Wir sind beide betrogen und haben, wie armselige Fröhner, um einen schlechten Lohn nur eines Andern Vortheil gedient. Ein Fremdling, der hier im Finstern schleicht, ein Spion des Kaisers, wenn mich nicht alles trügt, für den sie ihr Vaterland und ihren Mann verrathen, der schwelgt, mein Meisterlein, an der reichen Tafel wo Du das Zusehen hast. Geh nur nach Haus; Du findest ihn bei ihr."

Der Mahler sprang auf, seine Augen rollten, seine Hände ballten sich. Der Andre lachte: „Hat Dich das aufgeweckt? Mich kümmert's nicht mehr. Ich hab' mein vergangenes Leben von mir geworfen, wie ein altes Kleid und mir ein neues zugeschnitten. Der wackre Mansfeld läßt jetzt werben; ich ziehe mit. Es lebe die Freiheit! — Bist Du klug, so folge mir. Doch willst Du

nicht, so gehe hin und räche Dich und mich!“

Der Mahler ergriff seine Hand, drückte sie heftig und stürzte aus dem Zimmer. Die Soldaten sangen:

Die Welt ist eitel Lumperei,
häng' dich an nichts, so bist du frei.
Gewiß ist jeglichem der Tod,
drum mach' das Leben dir nicht Noth.

Das Haus der Gräfin war offen. Der Mahler wankte die Treppe hinan. Alles still. Er schlich mit leisen Tritten nach der Gräfin Schlafgemach. Halblaute Stimmen ließen sich darin vernehmen. Sein Blut kochte. Er legte das Auge an das Schlüsselloch. Auf einem Ruhebette saß die Gräfin, neben ihr ein Mann in reicher Kleidung, den Rücken nach ihm gekehrt, der sie umfaßt hielt. Ihr Arm war um seinen Hals geschlungen. Indem wandte der Fremde sein

Gesicht; der Mahler taumelte zurück: es war der Grünrock.

Eine Hölle erwachte in seiner Brust. Wahnsinn umnebelte seine Sinne. Mit einem Fußtritt sprengte er die Thür und drang in das Zimmer. Auf dem Tische lag das Schwert seines Feindes; er ergriff es, riß es aus der Scheide und stürzte in blinder Wuth auf jenen los. Laut schreiend warf die Gräfin sich zwischen beide: der Stahl fuhr in ihre Brust; sie sank zu Boden. Aus dem Nebenzimmer sprang die Zofe herbei und erfüllte, bei dem entsetzlichen Anblick, das ganze Haus mit ihrem Geschrei. Der Grünrock war verschwunden. Bewegunglos stand der Mahler und starrte die Wunde an, die seine Hand geschlagen und wie das strömende Blut die weißen Lilien des Busens befleckte. — Die Dienerschaft eilte herbei. Ruhig ließ er sich entwaffnen, ruhig nach dem Gefängniß führen, und als er am Morgen zum Verhör gebracht wurde, gestand er willig und ohne sie zu mildern, seine That, ja

er gestand auch ohne Befragen, daß er den Tod des Grafen verschuldet.

So konnte nun sein Urtheil nicht lange ausbleiben. Es fiel dahin, daß er aus besonderer Gnade durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle, und da es ihm vorgelesen war, faltete er die Hände über die Brust und schlug die Augen zum Himmel empor, dankte darauf seinen Richtern und ging festen Schrittes und heitern Angesichts nach seinem Gefängnisse zurück.

Von diesem Augenblick war er in seinem innersten Wesen verwandelt. Die schwere Blutschuld, die ihn lange in rastloser Qual umhergetrieben, ward nun gebüßt und er mit Gott versöhnt und mit sich selbst. In die Nacht seines Lebens brach von jenseit ein freundliches Morgenroth herein und er sehnte sich hinüber nach dem schönen Tage. Und wie er nun freudig dem Augenblick entgegen sah, wo seine Seele des Leibes Fesseln von sich werfen sollte und Ruhe und Heiterkeit wieder in sein Gemüth zurückkehrten, so er-

wachte auch der Gedanke an das Gemählde in der Kirche, an dem er einst mit so vieler Liebe gehangen, mit aller Klarheit und Gewalt wiederum in ihm; es schmerzte ihn, daß er es unvollendet lassen sollte, und er bat seine Richter, daß sie ihm vergönnen möchten, es zu vollenden. Es ward ihm zugestanden; und so war er denn vom frühen Morgen, bis die Sonne unterging, mit Lust und Fleiß dabei. Es ging ihm mit ungewohnter Fertigkeit von der Hand und alles glückte ihm wunderbar und ward zu seinem eigenen Erstaunen schöner noch, als es in seiner Seele vor ihm gestanden hatte. Nachdem er nun acht Tage lang mit unablässiger Anstrengung daran gearbeitet, so daß er kaum seinem Leibe die nöthige Nahrung gönnte, that er an einem Nachmittage den letzten Strich daran, stellte sich dann davor und schaute es lange an und seine Augen füllten sich mit Thränen; dann kniete er an des Altars Stufen nieder, und als er wohl eine Viertelstunde im Gebet verweilt, erhob er

sich, und ließ sich nach dem Rathhause bringen, trat vor seine Richter, die da versammelt waren, legte Pinsel und Palette auf den Tisch vor ihnen und sprach: „es ist vollendet!“ Darauf bat er, es nicht länger zu verschieben, daß ihm sein Recht angethan werde, und da der andere Tag dazu bestimmt worden, ging er nach seinem Gewahrsam, ließ seine Kinder zu sich kommen, letzte sich mit ihnen und spielte mit dem Knaben, bis es Abend ward. Da küßte er sie und segnete sie, empfahl sie nochmals der Pflege und Obhut seiner Schwägerin, und da diese in Klagen und Thränen ausbrach, sprach er: „was weinst Du um mich? Mir ist wohl. Morgen werde ich bei unserer Kunigunde seyn.“ Dann verlangte er, daß sie heim gingen, denn er sehnte sich nach dem Schlafe.

Doch eben als er sich zur Ruhe legen wollte, öffnete sich die Thür seines Kerkers noch ein Mal. Ein Kapuzinermönch trat herein und bot ihm guten Abend. Die

Stimme schien ihm bekannt; da warf der Mönch die Kapuze zurück, zog den falschen Bart vom Gesicht und der Mahler erkannte den Grünrock. — „Ihr hattet es mir schlecht zugedacht,“ hub dieser an: „und doch will ich Euch wohl. Ich hab' Euch immer wohl gewollt, allein Ihr habt mich nie verstanden. Ich komme Euch zu retten. zieht Euch schnell an und folgt mir; die Thüren stehen uns offen. Ich bringe Euch in Sicherheit.“ — Der Mahler aber wandte sich von ihm, setzte sich auf sein Bett und winkte ihm mit der Hand zu gehen, und so viel auch jener redete, ihn zu bewegen, so blieb er dennoch stumm und sah ihn nicht mehr an. Da verstummte der Grünrock ebenfalls, trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und ihm die Hand reichend: „Gute Nacht denn für die Ewigkeit!“ sprach er und entfernte sich langsam. Der Mahler aber überließ sich ohne Reue und ohne Ver-

langen dem Schlafe, der ihn sanft in seine Arme schloß.

Und es mochte gegen Morgen seyn, da träumte ihm, er sey auf der Reise. Der Weg, auf dem er wandelte, ging durch ein angenehmes Wiesenthal an einem stillen Bächlein hin. Auf einmal fiel ihm seitwärts, hoch auf den Bergen, ein prächtiges Gebäude in die Augen, dessen Dach wie Gold in der Abendsonne glänzte, und es ergriff ihn eine große Begierde es näher zu betrachten; auch, dachte er, müsse es ihn schneller zu seinem Ziele führen, wenn er gradezu die Berge übersteige, schlug daher den nächsten Seitenweg ein und gelangte bald in ein Thal von hohen Felsen rings umschlossen. Es wurde Nacht; die Felsen rückten immer näher zusammen. Endlich stand er vor einer ungeheuren Bergwand; der Pfad, auf welchem er gekommen, war verschwunden und nirgend sah er einen Ausweg. Und als er nun ängstlich suchend hin und wieder lief,

trat ihn ein Mann von fremden Aussehn und hohen Zügen an und sagte: „Du suchst vergeblich; warum hast Du deinen rechten Weg verlassen? Doch ich, dein Freund und Kunstgenosse, will mich dein erbarmen.“ Indem er also sprach, stieß er mit einem kleinen glatten Stäbchen an verschiedenen Stellen in die Erde, und wo er hinstieß, schlüpfte ein leichter Nebel aus der Erde, der immer dichter ward und sich aufwärts zog und in mancherlei beflügelte Gestalten bildete, die endlich wie von einem inneren Lichte anfingen zu leuchten, sich bewegten und in die Höhe stiegen. Wie sie dem Himmel näher kamen, öffneten sich die Wolken über ihnen, eine unbeschreibliche Klarheit drang daraus hervor, die Wolken senkten sich zur Erde nieder, als wollte der Himmel die Erde umarmen, und der Mahler fühlte sich mit seinem Gefährten in die Höhe gehoben und schwebte in der Glorie aufwärts. Da er-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

schien oben, sie zu empfangen, eine weibliche Gestalt, gleich der Heiligen auf dem Bilde in der Kirche. Der alte Meister sprach: „das ist die, welche Du, wie mich, verherrlicht und wieder zu Ehren gebracht hast.“ — Und da der Mahler nochmals hinschaute, sah er noch eine andre an ihrer Seite und siehe! er erkannte Kunigunden, die ihm freundlich zulächelte und ihre Arme ihm entgegenstreckte. Da ward aber der Glanz, der sie umgab, so über alle Maßen mächtig, daß seine Augen ihn nicht ertragen konnten, und indem er eben nach seinem Mantel greifen wollte, ihn vor das Gesicht zu halten — da erwachte er.

Vor seinem Bette stand, die Lampe in der Hand, der Gefängnißwärter, hinter ihm ein Mönch aus dem Benedictiner-Kloster, den er wohl kannte und der gekommen war, ihn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Wie neugeboren sprang er von seinem La-

ger, umarmte freudig den Mönch, kleidete sich an und kniete dann mit demselben hin, zu beten. — Als sie ihn abzuholen kamen, faßte er seines Begleiters Hand und trat mit festem Schritt den sauren Gang an. Es war ein neblicher Morgen; doch als sie vor das Thor gelangten, zertheilte sich der Nebel und die aufgehende Sonne stand in prangender Klarheit über der Herbstflur. Da faltete der Mahler die Hände und rief: „das ist ein gutes Zeichen!" Und so kamen sie zur Stätte. Ruhig warf der Mahler das Oberkleid ab, entblößte seinen Hals, sendete dann noch einen Blick über die versammelte Menge nach der Stadt hin, dann nach der Sonne, setzte sich dann schnell, sich selbst die Augen verbindend, auf den Sessel und ein rascher Streich vereinigte ihn mit Kunigunden.

Zu seinem Bilde in der Kirche zogen lange Zeit die Neugierigen herbei aus wei-

ter Ferne, wohin ter Ruf gedrungen war, und wer vor diesem Altar mit ernster Andacht betete, ging allzeit wunderbar gestärkt von dannen.

Der schwarze See.

Ein Nachtstück.

Der Förster Willbrand saß mit den Seinen beim Abendbrot. Der Sturm schritt mächtig rauschend durch den Eichenforst draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang' und still her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute düster vor sich hin; Frau Gertrud hob von Zeit zu Zeit den thränenschweren Blick auf das bleiche und verstörte Gesicht ihres Mannes und seufzte. Endlich wagte sie es, reichte ihm die Hand über den

Tisch hin und sprach mit zitternder Stimme: „Wo warst du wieder so lange, Traugott?“ — Willbrand schrack empor, wie aus einem bösen Traume und wandte sich ab von ihr. „Was soll das Fragen?“ entgegnete er finster nach einer Weile: „Ich war in der Stadt!“ — „Und hast deinen Handel abgeschlossen?“ fuhr Gertrud fort. Er schlug ein grimmiges Gelächter auf: „Handel! Ja wohl Handel! ein böser Handel. Bete Du nur fein fleißig, daß er nicht zum Abschluß kommt!“ Er sprang auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls. Elisabeth, die Tochter, wollte nach angewohnter Sitte das Gebet sprechen, doch Willbrand rief: „Laß mir das Beten! Kann's alleweil nicht brauchen. Wer mit Menschen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel versuchen!“ — Frau Gertrud schlich weinend nach der Kammer; Elisabeth aber faltete die Hände über die Brust und sah ihren Vater an, ernst und fest, daß er es nicht ertragen konnte, sondern sich umkehrte

und eine Büchse von der Wand langend, sich etwas damit zu schaffen machte, seine Verlegenheit zu verbergen.

Elisabeth winkte den beiden Jägerburschen, daß sie sich entfernten, dann ging sie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu sprechen, denn jetzo sey der rechte Augenblick, der wohl sobald nicht wiederkehre.

Gertrud näherte sich Willbranden, und legte sanft die Hand auf seine Schulter. Willbrand schien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchsenschloß. „Hast Du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?“ hub Gertrud endlich sanft und leise an. „Hab' ich nicht neunzehn Jahre Freud' und Leid mit Dir getragen: warum wendest Du nun dein Herz von mir ab? Du bist auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit ist! Vertraue mir! Habe ich doch sonst wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich Dir auch jetzo helfen.“

„Hast Du Geld?" fuhr Willbrand heraus, ohne sich umzusehen — „Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!"

„Ich kenne Dich gar nicht mehr," entgegnete Gertrud: „Nach vielem Gelde hat ja sonst nimmer dein Sinn gestanden. Aber seitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen sprach hier im Gebirge, seitdem bist Du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit Dir. Nirgend Rast, nirgend Ruhe, als ob Dich das böse Gewissen triebe! Es ist kein gutes Zeichen, Traugott, wenn's einem zu Hause nicht mehr gefällt."

Willbrand hing die Büchse an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Immer ärger wird's!" hub er endlich an — „ja, Du hast wohl recht. Einen steilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle; wer ein Mal seinen Fuß darauf gesetzt, der muß auch wider seinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom

Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt dann noch? — zum Raub, zum Mord! es sind nur wenige Schritte — immer rascher geht's sturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kommt!"

Er warf sich in den Großvaterstuhl, an welchem er eben stand, und legte den Kopf auf die Armlehne desselben. Gertrud stand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finsterer Abgrund, in den sie schaudernd hinabschaute.

Da ließ sich draußen im Walde drei Mal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe schlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tische lag, erhob sich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. „Wer kann das noch seyn so spät?" sprach Gertrud ängstlich und eilte nach dem Fenster. Das Thor ward aufgemacht; sie unterschied in der Dämmerung eine

lange Mannsgestalt, die über den Hof auf das Haus zuschritt. „So helfe uns Gott!“ schrie sie auf — „das ist der fremde Jäger! Schau, wie die Hunde sich vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!“

Willbrand hob den Kopf empor und sprach: „Du thust ihm Unrecht, Gertrud! das ist ein wackrer Gesell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Aussehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht so weit mit mir gekommen.“ Er stand auf, dem Gast die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn in's Gemach, und befahl seiner Frau, für des werthen Besuches Erquickung und Bequemlichkeit zu sorgen. Gertrud gehorchte mit schwerem Herzen.

Der Fremde warf, lange Zeit schweigend, forschende Blicke umher aus den dunklen Augen; schweigend ging Gertrud, den Gast bedienend, ab und zu; auch Willbrand schwieg, und schien mit sich selbst um einen wichtigen

Entschluß zu ringen. Endlich begann jener: „Wo habt Ihr Euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erste Mal bei Euch war, ward mir's nicht so gut, sie zu sehen, und fast bedünkt mich, als solle ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt seyn. Dennoch aber, ich will's Euch nicht länger verhehlen, ist sie es eigentlich, die mich zu Euch geführt hat."

Indem Gertrud ihn über diese Worte verwundert und fast erschrocken ansah, trat Elisabeth aus der Kammer. Der Fremde erhob sich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er seine Schritte und starrte sie schweigend an. Elisabeth senkte erröthend den Blick zur Erde, in mädchenhafter Verwirrung; bald aber schlug sie die großen, blauen Augen wieder empor, und sah dem vor ihr Stehenden ernst und fragend in das finstere Antlitz. Ein leises Lächeln flog über dieses, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat näher und sprach: „Vergebt mir, wenn ich

über Euerm Anschauen meinen Gruß vergessen habe. Ich hoffe, es wieder gut zu machen, indem ich Euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht Euch gleichfalls an" — er wandte sich gegen Willbrand und seine Frau — „denn er ist vom Hauptmann Leuthold, des Oberförsters Leuthold Sohne."

Elisabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief, wie aus dem Traum erwachend: „Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So seyd mir doppelt willkommen! Fast hielten wir ihn schon für todt."

„Sagtet Ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?" fragte Gertrud, und faltete ihre Hände.

„Ja, so sagte ich," entgegnete der Fremde — „denn er ist's."

„O, so erzählt uns doch, wie er zu solchen Ehren gekommen," fuhr Gertrud fort. „Mir ist's, als sprächt Ihr von meinem

Sohne. Und wahrlich, fast darf ich ihn mit Recht so nennen; denn nach seiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei seinem Vater heimisch, bis ihn der ewige Unfriede mit diesem endlich von dannen trieb: es sind jetzt gerade vier Jahre."

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verschiedenes aus Leuthold's Leben, wie er damals Dienste genommen bei den Schweden, die in Pohlen standen; wie das Glück ihm gar besonders wohlgewollt, daß sein Oberst ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich selbst in der Schlacht bei Clissow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienst erzeigt, und dieser der Grund ihrer Bekanntschaft geworden, wie er dann in allen ihren Gesprächen stets mit großer Liebe seiner Heimat gedacht und sich gesehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reise in diese Gegend ihm das Wort abge-

*) 1702.

nommen, die alten Freunde heimzusuchen und seiner theuren Jugendgespielin Elisabeth ein Zeichen seines, noch immer freudig und sehnsüchtig fortlebenden Andenkens, zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen schönen Ring und bat, ihn selbst an ihren Finger stecken zu dürfen. Elisabeth sah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Hast. Da sie ihm darüber in's Gesicht schaute, ward ihr fast unheimlich zu Muthe, denn ein gar seltsam triumphirendes Lächeln zuckte um seinen Mund, und aus den tiefliegenden Augen schoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; sie hätte ihn gern wieder abgezogen, allein sie wagte es nicht.

Willbrand sowohl als seine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin- und Herfragens und Erzählens ward kein Ende.

Der Förster hieß die letzte, lange aufgesparte Flasche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gast gab es nicht zu, sondern holte selbst aus seinem Waidsack eine große Korbflasche voll feurigen Ungarweins herbei, schenkte die Gläser voll und munterte zum Trinken auf. Willbrand that fleißig Bescheid. Der edle Rebensaft schien leicht hinwegspülend jede Sorge von seinem Herzen, jedes schwere Bewußtseyn von seiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glase munterer und fing an, allerlei Schwänke und lustige Jägerstücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Gespräch bald auf das Gebirge, an dessen Fuße Willbrands Wohnung stand, auf dessen wunderbare Beschaffenheit, und die Sagen, welche davon noch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich stockte Jener in seiner Rede, schaute starr vor sich hin und

ein finsterer Schatten zog über seine, von Wein und Gespräch freudig belebten Züge.

„Was ist Euch?“ rief der Gast: „Habt Ihr Furcht vor Euren eigenen Worten? Sprecht weiter. Ich habe große Lust an solchen Dingen. Je grauser, desto besser!“

Er schenkte ihm bei diesen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es hastig und leerte es auf einen Zug. „Nun ja,“ rief er — „Ihr habt wohl recht, ich bin ein Narr und fürchte mich vor meinen eigenen Worten. Es sind freilich nur Worte, es ist ein Gespräch beim Glase Wein, es ist hier im Zimmer, hier innen, daß wir sprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergstrom ihre heisern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunklen Wellen so schaurig an das Ufer klatschen und die Felsen ringsum jedes leise Wort vielfach zurücksprechen, als wollten sie es der Wasserfey berichten, die drunten haus't in dem tiefen, schwarzen Wasser-

schlunde; da möcht' ich Euch freilich solch Gespräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's Euch sagen — es ist etwas Entsetzliches um solche Reden, und leicht webt Ihr aus Euren eignen Worten Euch ein Netz um's Haupt, das Euch hinunterreißt zur Hölle!"

„Eben recht, daß Ihr des Bergsee's gedenkt!" rief der Andre: Da laß ich Euch nicht los; denn dahin steht mein Sinn vor allem."

Willbrand aber schien nicht auf ihn zu hören, hatte die Arme auf den Tisch gestützt und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau Gertrud das Wort und erzählte dem Gast, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen sey, beinah' ringsum von mächtig hohen, schroffen Felsen umgeben, dem Anschein nach von ganz schwarzer Farbe, obwohl das Wasser hell und klar, und habe dessen Tiefe auch kein Mensch zu ergründen vermocht. Von diesem See nun gehe die Rede, daß darin

eine Hexe oder Wasserfey ihr Wesen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen schon an sich gelockt, der dann verschwunden sey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheim gestellt seyn lassen; doch sey so viel gewiß, daß oft bei stillem Wetter der See anfange zu brausen und zu wogen, man wisse nicht, woher noch warum, oft bei heiterem Himmel aus seinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporstiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donner, Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge solches Naturspiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gelegt haben.

„Ja, ja, erklärt nur immer alles fein natürlich!“ sprach Willbrand mit dumpfer Stimme. „Das hast Du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur immer zu und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See gestanden, hättet ihr's

gemacht wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Wasser hinabzuschicken, und hättet gesehen, wie es anfing zu kochen und zu brausen, und die wundersamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Wasserfey — hu! mich friert, gebt mir noch ein Glas von Eurem Weine! Ich sag' Euch, Herr, es ist kein Mährlein, ich habe das Wasserbild sehen sitzen mitten auf dem See; ich habe ihre Stimme gehört durch Sturm und Donner — noch gestern erst, gestern Nacht, Herr! — Wenn Euer Wein nicht mächtig wäre in mir: ich müßt' erstarren vor Grausen noch jetzt, da ich's Euch erzähle."

Er stürzte sein Glas aus und rückte vertraulich dem Fremden näher, der frisch einschenkte. Gertrud sah ängstlich auf ihren Mann und dann ihre Tochter an. Elisabeth horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Schaut nun," begann Willbrand von neuem — „es soll vor Alters ein Herzog oder Fürst dieser Gegend gewesen seyn, dem

sich die Wasserfey zu Liebe ergeben, und der mit ihr solchergestalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich schon greis und alt zu werden anfing, trug es sich zu, daß seine eignen Söhne, denen nach der Herrschaft gelüstete, ihn mit Krieg überzogen, sein Heer schlugen in großer Feldschlacht, und, da er mit genauer Noth auf flücht'gem Roß entronnen, einen Preis setzten auf des Vaters Leben und ihn belagerten in seiner Burg. — Da nun der alte Fürst wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, belud er seine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen seinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geschlossen mit seinem jüngsten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der sich in's Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem schwarzen See. Und als die Diener alle auf sein Geheiß hinabgestiegen waren in das Felsenthal, fing das Wasser an sich zu erhe-

ben mit Macht, und trat wüthend über seine Ufer und verschlang die Diener allesammt, mit all' den Schätzen, die sie trugen. Der alte Fürst aber, da er solchergestalt seine Güter geborgen sah, sagte er dem Leben Valet, und stürzte sich von der Klippe, auf der er stand, gleichfalls hinab in den See, der Liebsten in die Arme, die ihm eine Ruhestatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da sitzt sie nun seit mehr als tausend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und seine Schätze. Wenn aber einer kommt, der sich los und ledig gemacht hat von allem, was sein Herz und seine Hand bindet auf Erden und sich ihrem Dienste ganz ergiebt, und zum Zeichen dessen einen goldenen Fingerreif, den ihm der Priester vor'm Altare an die Hand gesteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, so wird sie demselben hinwiederum zu Willen seyn, in Allem, was er begehrt und ihm freie Macht geben, zu schalten über alle ihre Schätze."

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, sprang jetzt auf, seine Augen flammten: „Um Mitternacht?“ rief er: „Wie weit ist es von hier nach dem See?“

„Zwei Stunden etwa,“ entgegnete Willbrand — „wenn Ihr gut zu Fuße seid.“

„Nun wohl,“ fuhr Jener fort — „so bitt' ich Euch, beschreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe.“

Willbrand starrte bestürzt und erschrocken an ihm hinauf. Gertrud schlug die Hände zusammen und rief: „Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieser Stunde?“

„Wohl will ich es,“ sprach der Fremde — „und jetzt zu dieser Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl gelaunt zu solchem Abentheuer. Beschreibt mir schnell den Weg! Ich muß die Wasserjungfer kennen lernen.“

Willbrand sprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm er-

faßte: „Ich rath' Euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und sollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben warten nicht auf Euch."

Der Fremde sah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt Euch nur keine Mühe!" sprach er: „mein Wille ist in guter Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt Ihr mir den Weg nicht zeigen, nun so find' ich ihn wohl allein. Gehabt Euch wohl!"

Er griff bei diesen Worten nach seiner Jagdtasche und seinem Gewehr, und wandte sich zum Abschied. Willbrand aber sprang nach der Thür, sich ihm in den Weg stellend; sein Gesicht glühte von Wein und Zorn, seine Augen rollten fürchterlich, seine Lippen bebten. „Halt!" schrie er ihm zu: „nicht von der Stelle! Ich lasse Euch nicht." — Der Andere blieb ruhig vor ihm stehen, und schaute ihn eine Weile an. „Du Thor!" begann er endlich: „was begehrst Du denn? Du kannst den Schatz ja doch nicht heben.

Dir sind ja Herz und Hand gebunden; Du hast Weib und Kind!"

Willbrand schlug die Augen zur Erde und sprach dumpf: „das ist nicht Deine Sorge. Kein Knoten ist zu fest, er kann gelös't oder — zerschnitten werden. Wer mag das wissen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Wasserfey ist meine Braut, und ich duld' es nicht, daß Du ihrer begehrst!"

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, schleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und schritt gelassen hinaus. Willbrand stand einen Augenblick ohne Regung, dann stürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchse herab und wollte Jenem folgen. Doch lautschreiend warfen Gertrud und Elisabeth sich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. „Laßt mich los!" schrie er — „ich muß ihm nach! Es geht um sein oder mein Leben." Man vernahm draußen die Stimme des Fremden, der dem Jäger-

burschen befahl, das Thor zu öffnen. „Laßt mich los!“ schrie Willbrand noch ein Mal, oder es geht zuerst an euer Leben! Ihr seyd es ja ohnedies, die zwischen mir und meinem Glücke stehen. Ihr müßt doch fort!“ — Da ließ Gertrud ihre Arme sinken, wandte sich ab und verhüllte ihr Gesicht; Elisabeth aber warf sich vor ihrem Vater nieder, und umstrickte weinend seine Kniee nur noch fester.

„Willbrand! Willbrand!“ rief Gertrud im höchsten Schmerz: „So weit ist es mit Dir gekommen! Hab' ich das um Dich verdient?“

Sein Blick senkte sich nieder, auf das in Thränen schwimmende Gesicht seiner Tochter, die flehend zu ihm emporschaute. Er machte sich sanft von ihr los, hob sie empor und setzte sie auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. Keines sprach ein Wort. Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leise, wie zu sich selbst sprechend: „Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin?

Wo ist denn ein Ausweg?" Und nach einer Weile sich zu seiner Frau wendend: „Schafft Geld!" fuhr er fort — „schafft Geld! Sonst sind wir allesammt verloren!"

Die Försterin ging schnell nach einem Wandschrank, holte daraus ein saubres Kästchen hervor, stellte es auf den Tisch und schloß es auf. „Das war für die höchste Noth aufgespart;" sprach sie weinend — „ich dacht' es nie zu brauchen; nimm und verkauf'! Ich will nicht weiter fragen."

Willbrand warf einen trüben Blick auf den silbernen Becher und die gehenkelten, goldenen und silbernen Schaustücke, die in dem Kästchen lagen. Elisabeth zog ihren Ring vom Finger und legte ihn schweigend oben drauf. „Ach wenn das nur helfen könnte!" seufzte Willbrand. „Doch" — rief er plötzlich aus und sprang empor — „wenn ich noch ein Mal — nur ein Mal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch ein Mal will ich es versuchen. Zum

letzten Mal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder."

Er raffte mit diesen Worten alles zusammen und steckte es zu sich; den Ring aber, welchen Elisabeth dazu gelegt hatte, schob er zurück. „Wo willst Du hin, Willbrand?" rief Gertrud. „Nach der Stadt!" entgegnete er. „Es ist der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für Euch! Ich komme bald wieder."

Er ging mit schnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden sahen ihm schweigend nach; dann sank Gertrud auf ihre Kniee und hob in inbrünstigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Elisabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als sie geendet, legte die Tochter schweigend das Haupt an ihrer Mutter Brust, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Westen; die Berge warfen lange Schatten vor sich hin. Elisabeth saß einsam auf einem waldigen Hügel seitwärts von der Försterei, und schaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit seinen reinsten Lichtern schmückte.

Willbrand war seit mehrern Tagen abwesend und hatte nichts von sich hören lassen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergschatten streckten sich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächsten Dörfern schwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Westen, der leise flisternd an ihr vorüber strich, zog eine stille Wehmuth durch ihre Brust; in das bange Gefühl der Gegenwart mischte sich die Erinnerung heiterer Vergangenheit; im frischen Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh gestorbener, geliebter Bruder und

Leuthold, ihr Gespiele, winkten ihr liebreich zu, und da sie an diesen dachte, stellte sich, sie selbst überraschend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber sie standen alle in weiter, weiter Ferne, sie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht fassen, und indem ihr Blick sich schmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam sie sich unbeschreiblich einsam und verlassen vor.

Jenseit der Schlucht, in welcher die Försterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle in's Auge, die sich durch zwei, hoch von Steinen aufgethürmte Hügel, weithin auszeichnete. Hier sollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter gestorben seyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreitägigem Umherirren sich endlich auf dieser Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zusammentreffens aber vom Tode überrascht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden

Steinen auf, und noch jetzt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf diese Begebenheit, welches Elisabeth in früheren Tagen oft gesungen, regte seine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; sie erschien sich selbst, wie das verlassene Mädchen, und leise hub sie an zu singen:

Mutter hat ihr Kind gelassen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch schon erblassen,
Und der Sturmwind macht sich aus!
Mutter, wer wird bei ihm seyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesstimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tausend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, saus't der Wind,
Hörst du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angst und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,
Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findet's nimmermehr!

Doch als sich der dritte neiget,
Mutter, schau, an Berges Höh',
Schau, was hoch sich dorten zeiget,
Weiß, wie frisch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendschein
Leuchtend steht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet seyn!
Und Gott hört sie: sonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, schau, im Abendstrale,
Leuchtend wie der frische Schnee,

Ragen hoch die Todes-Male
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in schmerzlicher Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus in die Luft, und gern hätte sie auch in diesem Augenblick ihre geliebte Mutter umfassen und mit ihr sterben mögen.

Da rauschte es in den Gebüschen, und als sie sich wandte, sah sie die hohe Gestalt des fremden Jägers vor sich stehen. Erschrocken sprang sie auf. „Elisabeth!" sprach der Fremde sanft und trat ihr näher: Sie wollte fliehen. „Elisabeth!" sprach er noch ein Mal und noch sanfter. Sie sah ihn an. Es waren nicht mehr die finstern, strengen Züge, die sie gestern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten; die dunkeln Augen blickten so mild; sein ganzes Antlitz war nur eine still bescheidene Bitte. Sie stand und

fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung schlagen.

„Warum wollt Ihr mich fliehen?“ begann er. „Schon seit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, Euch zu sehen, ohne Rast um Eure Wohnung her. Ihr habt mich an Euch gebannt, Elisabeth, und mögt nun zusehen, wie Ihr meiner wieder ledig werdet.“

Elisabeth schlug erröthend die Augen nieder und sprach mit leiser Stimme: „Wißt Ihr nichts von meinem Vater?“ Der Fremde schüttelte verneinend den Kopf. — „War't Ihr am schwarzen See?“ fuhr sie fort. — Er sah sie lange schweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: „Könnt Ihr mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der Euch gesehen hat, darf sich vermessen, daß er freien Herzens sey? — Ja, ich war am schwarzen See, noch in derselben Nacht, da ich bei Euch gewesen; ich hatte schon drei Steine hinabgeworfen und die Wasserfey gerufen; das Wasser fing an zu brausen und zu ko-

chen, und schon hatte ich diesen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen und mich ihr zum ewigem Dienst zu weihen; da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnsinns um meine Stirn; es war, als ob eine unsichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem steilen Ufer, und als ich in die Höhe schaute, sah ich Euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See stiegen; ja, Ihr war't es leibhaftig und schwebtet über dem höllischen Spuk, wie mein schützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja schon seit dem Augenblick, da ich Euch gesehen, nicht mehr frei gewesen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die so lange schon heimlich darin gewohnt, jetzo siegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdische und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heisern Stimmen aus den Klüften

und Felsenrissen flisterten und krächzten, sondern rief: „Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir hab' ich mich ergeben, sondern dem Himmel; du hast fürder keinen Theil an mir!" — Und so eilte ich rasch, ohne mich weiter umzusehen, den Berg hinab. Ein greuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenstämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen sich die Gebirgswasser in meinen Weg; aber die Gedanken an Euch gaben mir übermenschliche Kräfte, denn Gottes Hand war sichtlich über mir; so kam ich durch."

Während er so sprach, stand Elisabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; sie wagte es weder ihn anzusehen, noch ihre Hand aus seiner zu ziehen, und als er jetzt schwieg, war sie keines Wortes mächtig.

„Ja, Gottes Hand war über mir;" fuhr er fort — „er wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele —

denn ach! Elisabeth, ich stand an einem Abgrunde, der fürchterlicher ist, als jener schwarze See — und siehe! er sandte mir in der Liebe zu Euch sichtbar seinen rettenden Engel.“ —

„Stoßt diese Liebe nicht von Euch! Alle meine Hoffnung diesseit und jenseit hängt an Eurem Worte. — Schon bei meinem ersten Besuche bei Eurem Vater sah ich Euch, ohne daß Ihr mich sah't; die Reinheit Eurer Seele, die Hoheit Eures Geistes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeschlagenen Buche lieset mein Blick in der Menschen Brust — und sie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte sey; daß ich nur mit Euch verbunden das Höchste erringen könne, was das Leben bietet. Noch ein Mal zwar, in jener Nacht bei Eurem Vater, siegte das Böse über mich, allein zum letzten Male. Hier auf dieser Stelle entsage ich von nun an, dem finstern

Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und Dir!"

Seine Stimme war laut und stark geworden bei den letzten Worten.

Elisabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der siegend und gewaltig aus seinen Augen brach, senkte sie ihn schnell wieder, und indem sie bebend ihre Hand der seinigen entzog, fiel er auf den Ring, den sie am Finger trug. Da stand plötzlich das Bild Leuthold's, des trauten Jugendgespielen, vor ihr, streckte die Hände flehend nach ihr aus und schaute sie aus den blauen Augen so wehmüthig an. Schnell hielt sie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: „Seyd Ihr Leuthold's Freund?"

Er verstummte einen Augenblick; sein Gesicht verdüsterte sich. „Wohl, ich merke," sprach er endlich mit Bitterkeit — „was Ihr mit dieser Frage wollt. Ja, ich bin sein Freund! er hat sein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit,

es wieder für ihn auf's Spiel zu setzen, doch Euch entsagen, das werde ich nie! Nur Euer Wort entscheidet mein Loos, meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt Euch; wohl! ich auch. Kein früheres Versprechen bindet Euch an ihn; ich weiß es; Ihr seyd frei. Selbst dieser Ring spricht nicht für ihn, er spricht für mich, Elisabeth; denn mein Ring ist es, den Ihr tragt.

„Nicht von Leuthold?“ stammelte Elisabeth.

„Nein, nicht von ihm!“ rief er mit starker Stimme — „das war nur ein Vorwand, Elisabeth, den Du meiner Liebe vergeben magst. Von mir hast Du den Ring! Mit ihm hab' ich Dich zu meiner Braut geweiht, Du herrlichste deines Geschlechts, und mir gehörst Du an. Drei Tage und drei Nächte hast Du ihn getragen; die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben siehst, hat still ihr unsichtbares Netz um Dich gewoben; Du kannst nicht mehr entfliehen. Du bist mein! Du mußt mein seyn! und Fluch

und Verderben Jedem, der mir Dich entreißen wollte!"

Elisabeth sah zitternd zu ihm empor; seine Wangen, vom letzten Abendstrahl noch höher geröthet, brannten in dunkler Glut, seine Augen standen wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innersten ihres Wesens; und da er in diesem Augenblick, auf sie zuschreitend, sie mit seinem Arm umschlingen wollte, entriß sie sich ihm mit Macht, und eilte in rascher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte seine flehende Stimme hinter sich, sie vernahm seine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges besser kundig und begünstigt von der einfallenden Dämmerung, gewann sie den Vorsprung, und erreichte das Haus, wo sie bleich und athemlos zu den Füßen ihrer Mutter sank.

3.

Es war am Abend des folgenden Tages spät, da saßen Mutter und Tochter noch bei einander im stillen Gemach und harrten, wiederum vergeblich wie es schien, auf Willbrands Rückkehr. Das Gespräch, welches die ängstliche Erwartung, die ihnen die Brust zusammenpreßte, schon längst nicht recht hatte aufkommen lassen, war jetzt gänzlich verstummt; man hörte die Kerze knistern, die auf dem Tisch stand; der Perpendickel der Wanduhr rechnete ihnen mit seiner heisern Stimme leise und bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

„Wieder nicht!" seufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elf schlug. „Und auch Georg kehrt nicht zurück und bringt eine Nachricht!"

Elisabeth erschrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, schlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und schaute mit verstörten Blicken umher. Seit dem gestrigen Gespräch mit dem Fremden, war aller

Friede von ihr gewichen; sie fühlte sich in ihrem Innern höchst verworren und zerrissen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte sie des Fremden gedenken, und dennoch wollte sein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer stand im rothen Abendscheine die hohe Gestalt vor ihr, als fühlte sie noch die dunkle Glut seiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte sie seine Stimme, die ihr so flehend nachrief, und zu gleicher Zeit sah sie Leuthold's Bild in der Ferne, das bittend seine Arme nach ihr ausstreckte. Mit Gewalt wollte sie sich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete sie zu ihrem Gebetbuche, in dem sie so oft Trost gefunden; dies Mal vermochte sie die wildschweifenden Gedanken nicht zusammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Brust, und mit Entsetzen mußte sie sich des unsichtbaren Netzes erinnern, dessen der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um

sie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen sey.

„Er kommt wieder nicht, Elisabeth!“ wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verflossene Viertelstunde anzeigte.

„Ach!“ rief Elisabeth hastig — „wär' er doch nie gekommen!“

Gertrud sah sie verwundert an, und schüttelte den Kopf: „Von wem sprichst Du, mein Kind? Noch immer sind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater.“

Elisabeth schlug die Augen nieder. „Nun ja,“ hob sie nach einer Weile an — „wer weiß — mir graut vor seiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böse Ahnung. Möge Gott sich erbarmen, daß sie uns nicht ausgeht!“

Beide schwiegen wieder. Eine Eule hatte sich unterdessen vor dem Fenster auf die Gartenmauer gesetzt und krächzte eine gar traurige Weise. Gertrud sah ihre Tochter an; diese aber schien nichts zu hören. Sie hatte die Augen starr auf einen Fleck gerichtet,

ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selber spräche, auf ihren Wangen wechselte Glut und Blässe, so daß Gertrud endlich aufstand, und, sie besorgt bei der Hand fassend, sich neben sie setzte. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing sie leise und hastig an zu sprechen: „Das Wasser kommt — es kommt immer näher! Siehst Du die Wasserwand? Sie wälzt sich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwert weg! Wirf es hinaus ins Wasser! Mir graut davor. Das gilt Dir, Mutter! — Weh! da stürzt die Wasserwand herein — alles im See, rettet Euch!"

Sie sprang in die Höh' und wollte ihre Mutter mit sich fortziehen. „Elisabeth! mein Kind!" rief diese ängstlich — „was hast Du vor? besinne Dich! Du bist bei mir, Du bist bei deiner Mutter!" Da wandte sie sich, sah ihre Mutter an und legte die Hand an die Stirn: „Wo bin ich denn?" sprach sie verwundert: „Ich habe wohl geschlafen,

und mir hat geträumt? Das war ein seltsamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!"

Indem trat Heinrich, der Jägerbursche, herein. Er brachte die Schlüssel des äussern Hofthores. Es muß heut'" hob er an — „wieder einmal etwas gar besonderes los seyn im Gebirge. Ich habe dem Wesen wohl schon eine Stunde zugehört. Das ist ein Sausen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinstern Nacht. Dabei ist es so still, so bang' hier unten, kein Lüftchen regt sich; und doch rauscht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als ob die alten Bäume selber sich schüttelten vor heimlichem Grauen."

Gertrud faltete ängstlich die Hände und sprach: „Das bedeutet sicherlich wieder ein schweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!"

Sie hatte kaum ausgesprochen, als ein starkes Pochen an der äussern Thür sich vernehmen ließ. „Das ist er!“ rief sie: „Ich kenne es am klopfen.“

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenster. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burschen sprach. Der letztere kehrte nach dem Hause zurück, warf Büchse und Jagdtasche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verschloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte so heftig, daß sie sich setzen mußte. Elisabeth stellte sich neben sie und faßte ihre Hand. Die Thür flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle, Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle seine Züge verzerrt und entstellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß des Blut, ohne daß er es zu merken schien, über sein Gesicht herab, und vollendete das Gräßliche seiner Erscheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib!“ begann Willbrand mit dumpfer, heiserer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben — „was erschrickst Du? was heulst Du, Weib? Ich kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig still! 's könnt's einer hören; das gäb' Verdacht.“ Er trat in die Stube und warf die Thüre zu. Seine Schritte waren unsicher und schwankend. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke; den Hirschfänger behielt er an der Seite.

„Ich kann's nicht leiden!“ hob er von neuem an, auf und abschreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübseligen Gesichter nicht leiden. Fort, fort damit! Lustig muß es hergehen. Beim Teufel, lustig will ich seyn! Ich will's. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen; nun ist's aus. Ich will um euretwillen nicht am Galgen sterben.“ — Er warf sich in den Lehnstuhl und stützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: „Ja, wär' der Amtmannssohn dein Mann geworden: was gilt's, der hätte freundlichere Gesichter gesehen! Den liebte sie; mich nahm sie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergessen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müssen. Weh Dir, daß Du mich jetzt daran erinnerst, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahre ertragen, heute geht's zu Ende! Heut' ist's dein Tod."

Er sprang empor und näherte sich dem Tische, neben welchem Gertrud saß. Sie schrie auf und sprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Elisabeth trat schützend vor sie. Willbrand aber stand plötzlich und betrachtete seine rechte Hand, die voll Blut geworden war; dann trat er zu dem Tische und fuhr langsam mit den Fingern darüber hin, so daß vier blutige Streifen darauf zu sehen waren.

„Schau her!" rief er — „da steht's geschrieben. Vier Buchstaben — ganz recht. Vier blutige Buchstaben. Kannst Du lesen? So stehn sie im Himmel geschrieben, oder in der Hölle — weiß nicht! Doch keines Menschen Hand löscht sie aus. Ich muß. Es steht geschrieben. — Und wer ist denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübseligen Gesichter, oh! und die versteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hause trieben? Ohne sie hätt' ich nicht getrunken, ohne sie hätt' ich nicht gespielt, ohne sie wär' ich nicht zum Diebe geworden. Hei, lustig, lustig, nun geht's immer weiter! Merk wohl auf, ich will Dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen sollte für das Holz — merk' auf! — die sind verspielt, verloren — ich mußt' am Galgen sterben, ohne Gnade; wer sollte mich retten? — Nun schau, da hab' ich mich der Wasserfey verlobt im schwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, sie wird mich retten von der Schmach,

aber Du — Du mußt — nun, könnt Ihr noch nicht lesen? Da steht's geschrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchstaben! les't! Es ist Euer Urtheil: Ihr müß't sterben."

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, seine Augen rollten — er riß den Hirschfänger aus der Scheide, sprang nach der Thür und schloß zu. Gertrud fiel auf ihre Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Willbrand! Willbrand!" schrie sie bebend mit erstickter Simme — „was willst Du thun?"

Indem erhob sich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm rasete durch den Wald, der Donner krachte, und zwischendurch brach ein entsetzliches Rauschen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand stand horchend. „Sie ist's, sie kommt!" rief er: „Die Wasserfluth begräbt die That, und wäscht das Blut ab von meinen Händen." — Ein Windstoß

schlug an das Fenster und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — „Heisa!“ schrie Willbrand — „nun kommt die Musik, nun kommen die Gäste, nun geht's zum Tanz!“ —

Es war eine große Eule, die der rasende Sturm hereingeworfen hatte. Sie erhob sich zischend und klappend, und umkreis'te, einen Ausweg suchend, mit schwerem Fluge Willbrands Haupt.

„Heult nur und zischt nur!“ fuhr dieser fort — „so geht's lustig! Heisa! Die ganze Welt fängt an sich zu drehen. So ist's recht. Nun wird der Muth auch kommen in die feigen Glieder. Frisch, mein Jäger! Hast du nicht Blut genug vergossen in deinem Leben? Blut ist Blut! Nichts weiter. Frisch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf!

Nun gilt's!" — Er schritt taumelnd mit dem geschwungenen Eisen auf Gertruden zu. — Elisabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beschäftigt gewesen war, sprang jetzt in die Höh', erfaßte schnell ein kleines Krucifix, welches auf dem Kaminsims stand, und trat ihrem Vater entschlossen in den Weg. „Halt ein!" rief sie mit starker Stimme, ihm das Krucifix entgegen streckend — „halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein!" — Willbrand starrte sie an.

„Hast Du den Muth," fuhr sie fort — „im Angesichte deines Erlösers — willst Du sein Blut, das er für Dich vergossen, ihm mit dem unschuldigen Blute der Deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle! Dein Sieger ist über dich kommen! in seinem Namen verfluch' ich dich! in seinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von Diesem, den du bestrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutig Opfer seyn muß, um ihn zu retten: hier ist's, ich

bin's, nimm mich!" — Sie fiel auf ihre Kniee. — — „Hier bin ich, Vater! rette Dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! Von deinen Händen schmerzt der Tod mich nicht."

Diese letzten Worte vernahm Gertrud, indem sie, wieder zu sich kommend, die Augen eben aufschlug; sie sah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, sie sah diesen, wie er, in seiner letzten Bewegung erstarrt, noch immer mit dem geschwungenen Eisen vor ihr stand, als wolle er eben den Todesstreich vollführen; in entsetzlicher Angst raffte sie sich schnell empor und schrie, neben Elisabeth auf die Kniee stürzend und ihre Brust entblößend: „Hieher, hieher, Du Mörder, in diese Brust! Mein Kind sollst Du nicht haben. Mich willst Du ja nur. Hieher! Ich will ja gern sterben für mein Kind." — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter also vor sich liegen sah, Jedes bereit für das Andere freudig in den Tod zu gehen, da lösete der Anblick solcher Liebe plötzlich den feindseligen

Wahnsinn, der ihn umstrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einst der Dritte in diesem Liebesbunde gewesen; das starre Herz brach in unsaglicher Wehmuth; aus seiner Hand glitt das Schwert; er stürzte hinzu, hob mit starken Armen Beide zugleich vom Boden empor und wollte voll heißer Sehnsucht sie an seine Brust ziehen. Doch indem seine Augen den ihrigen begegneten, überfiel ihn wieder das entsetzliche Bewußtseyn seiner Schuld; die sonst so geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihren Anblick nicht ertragen. „Nein, nein!“ rief er schmerzlich — „ich gehöre nicht mehr zu Euch!“ und sank zu ihren Füßen nieder und umschlang laut schluchzend ihre Kniee.

In diesem Augenblick rasete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geschwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor sich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen prasselte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten sich die Blitze an einander;

es war, als ob der Himmel, sich in Feuer und Wasser lösend, auf die zitternde Erde niederstürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus schien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren sprangen auf und das furchtbare Rauschen, das sich schon früher hören ließ, schien jetzt ganz nahe, draußen vor den Fenstern. — „Das ist die Wasserwand!“ rief Elisabeth. „Sie kommt, sie stürzt herein!“ — Sie sprang nach dem Fenster. Da eben brach vor der heranwogenden Fluth die äussere Hofmauer zusammen; im Licht der Blitze sah sie die weißschäumenden Häupter der Wogen, die sich auf das Haus zuwälzten. „Fort, fort!“ schrie sie — „hinauf!“ faßte des Vaters und der Mutter Hand und zog sie mit sich zur Thür hinaus. Das Wasser folgte ihnen auf dem Fuße; sprudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen schon entgegen; kaum vermochten sie die Treppe zu erreichen, die nach dem obern Stockwerk führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für sie; die Fluth stieg mit entsetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten sie das Wasser wieder dicht unter den Fenstern rauschen. Elisabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. „Was hilft es!" rief Willbrand — „es folgt uns auch dorthin. Sie läßt sich ihre Beute nicht entgehen." — Elisabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm schien sich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Wasser stieg noch immer. Sie hörten, wie es unter ihnen ein Fenster nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und schlug mit der Faust an Brust und Stirn. „So müssen sie dennoch sterben um meinetwillen!" rief er. — Gertrud rang die Hände angstvoll zum Himmel empor. Elisabeth schaute bald hier bald da durch die Dachluken und tröstete dazwischen, das Haus sey fest und stark gebaut und könne wohl noch

lange widerstehen; der Tag müsse bald anbrechen, und dann sey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich dämmerte bald darauf im Osten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. Elisabeth zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und schaute nun aufmerksam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob sich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derselben Stunde aber standen dort hinter jenen Bergen, nach welchen Elisabeth hoffend und vertrauend ihre Blicke sendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldschlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerter; je klarer der steigende Tag jedem die Gesichtszüge seines Gegners zeichnete, desto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in diesem Augenblick Heinrich, der Jäger, von dem Geräusch herbeigeführt, durch das Dickig drang und ihnen zurief: „Haltet ein, wer Ihr auch seyd! Jetzt gilt's nicht Todtschlagen, sondern

vom Tode retten. Das Thal dort drüben ist zum See geworden; der Förster mit den Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht schleunig Hülfe wird!" — da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Elisabeth!" warfen beide zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwert in die Scheide, sprangen nach den seitwärts angebundenen Rossen und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Försterwohnung lief.

Jetzt hatten sie den Rücken des Berges erreicht; sie hörten das furchtbare Rauschen der Wasserfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb sie zu verdoppelter Hast. — Und jetzt sprengten sie aus dem Walde, und vor ihnen lag die schäumende, wild bewegte Fläche und von dem drohenden Tode rings umgeben, ragte die Försterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend standen die Rosse; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang spähend; da zeigte sich an einem

Dachfenster der Försterei eine weibliche Gestalt und streckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Elisabeth!“ riefen Beide wieder zugleich und trieben die zitternden Rosse gerade aus hinein in die reissenden Wogen.

Schon längst hatte Elisabeth in dem einen der muthigen Schwimmer, mit hochklopfendem Herzen, des fremden Jägers hohe Gestalt erkannt; jetzt waren sie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterscheiden; eben hob er die blauen Augen zu ihr empor, da warf sie lautweinend sich an ihrer Mutter Brust und rief: „Mutter, es ist Leuthold!“

Der Fremde hatte mit seinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorsprung abgewonnen und rief nun, dem Hause ganz nahe, Elisabeth zu, sich unverweilt aus dem großen Giebelfenster herabzulassen; doch sie faßte schnell ihre zagende Mutter, zog sie zum Fenster hin — „erst meine Mutter!“ rief sie, und ließ sie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters

hinabgleiten, der sogleich sein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb sie ihren Vater, sich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch herandrang, und als er sich weigerte, schwur sie mit ernster Entschlossenheit, lieber auf der Stelle hinabzuspringen und vor seinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulassen. „Erst meinen Vater, Leuthold!" rief sie diesem zu. „Das Haus steht fest. Mir ist nicht bange. Ihr werdet mich schon holen." — „Elisabeth!" schrie Leuthold, und streckte die Arme nach ihr aus. Willbrand sprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes und der Strom riß sie Beide mit sich fort. So wie er das Wasser berührte, schien die Wuth desselben sich zu vermehren; mannshohe Wellen drängten sich zwischen ihn und das Pferd und versuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verloren den Muth und die Besonnenheit, und so strebten Beide frisch nach dem Ufer hin.

Drüben jenseit des Wassers hatten sich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menschen versammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängstlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter; man sah den Förster und seine Frau sich ihren Rettern anvertrauen; man sah diese den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man sah Elisabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenster stehen; Angstgeschrei und freudiger Zuruf ward wechselnd in der Menge laut; von manchen Lippen stieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich mit Schrecken gewahrend, daß Elisabeth zurückblieb, fingen sogleich an, mit Hülfe Anderer von einigen umherliegenden Baumstämmen ein Floß zusammen zu setzen, mit welchem sie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leuthold's schien ermat-

tend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer weiter abwärts trieb, da warf sich Heinrich schnell entschlossen in das Wasser, schwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfassend, versuchte er, es mit sich fort zu ziehen. Dies, so wie sein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es festen Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leuthold und der Fremde hatten kaum ihre Rosse einen Augenblick verschnaufen lassen, als sie von neuem sie in die Fluth hineintrieben, die immer wüthender um das Försterhaus herumwogte und wirbelte. „Nehmt Euch in Acht!“ rief ein alter Mann ihnen zu — „der schwarze See kocht über, die Wasserfey will ihr Opfer haben.“ — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet sey, allein sie hörten nichts und schwammen schon mitten in den Wogen.

Leutholds Pferd blieb allmälig zurück, gegen den muthigen Rappen des Andern; im-

mer wilder riß der Strom; das erschöpfte Thier konnte ihm nicht widerstehen; man sah es, trotz aller Anstrengung, immer weiter abwärts treiben; ein Wirbel ergriff es endlich, drehete es herum und es verschwand in den Wellen; sein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus jeder Brust. Im nächsten Augenblick aber schon erschien Leuthold allein wieder über dem Wasser, und ruderte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Försterhaus zu erreichen. Auch er ward seitab von demselben fortgerissen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon gelang, sich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel desselben wieder festen Fuß zu gewinnen.

Während dieser Zeit sah man Elisabeth mit verzweifelnder Gebehrde von einem Fenster zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltsam und wie durch

übernatürliche Macht gradeaus die Wellen durchschnitten, dem Hause schon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erschien sie an dem großen Giebelfenster, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und sprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verschwand sogleich; in einiger Entfernung aber tauchte sie wieder empor, blieb eine Zeitlang auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom sie ziemlich in der Richtung nach Leuthold's Baume zu hintrieb. Dann verschwand sie abermals. Leuthold aber sprang sogleich von neuem hinab, und versuchte quer durch den Strom zu schwimmen, und da wollte es das Glück, daß Elisabeth ganz nahe bei ihm zum zweiten Mal auftauchte. Schnell ergriff er sie, als sie eben wieder untersinken wollte, schlang seinen linken Arm um ihren Leib, und ruderte mit mehr als menschlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Insel zu, die durch einen über das Wasser ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenseit, ihre Hände flehend zum Himmel gestreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als sie jetzt ihre Tochter in die Wellen springen sahen, sprangen sie beide lautaufschreiend empor, und Willbrand lief mit dem Ausruf: „mein Kind! mein Kind!“ grade in das Wasser, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehentlich bat, mit ihm das Floß zu besteigen, das so eben vollendet sey. „Schaut doch nur hin,“ fuhr er freudig fort — „da hat sie ja der wackere Leuthold schon — und seht! da erreicht er mit ihr die kleine Insel — da trägt er sie hinauf! Nun ist's an uns, sie dort zu holen!“

Das Floß ward schnell in's Wasser gebracht. Willbrand sprang sogleich darauf; Heinrich folgte ihm, mit zwei langen Stangen versehen, die statt der Ruder dienen sollten. Doch kaum hatten sie einige Schritte vom Ufer gestoßen, als das Wasser mit zuvor noch nie geschehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und schäumend, als würd'

es von unterirdischer Glut zum Kochen getrieben. Reißend schnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das versammelte Volk folgte ihm mit lautem Geschrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Insel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, sprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willbrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Insel gelangten. Nur mit der ungeheuersten Anstrengung war es ihnen gelungen, sich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein rasender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs sich von neuem aufgemacht hatte, peitschte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da sahen Alle, die am Ufer standen, in diesem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug her lief, plötzlich es erreichend, über dasselbe hinwegschlug, und

den Förster mit sich herunter riß. Eine zweite Welle warf das Floß an die Insel und Heinrich sprang an das Land.

„Ich wußt' es wohl," sagte drüben der alte Mann zu dem bestürzten Volke — „ich wußt' es wohl, daß es so enden würde. Die Wasserfey läßt sich ihr Opfer nicht entgehn. Nun aber ist's vorbei."

Wirklich legte sich von diesem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu seyn schien, fiel das Wasser, wegen des schnellen Abflusses aus der Schlucht in's Thal hinaus so schnell, daß bald nachher schon mehrere Männer sich an verschiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzusuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber sich nach der Insel hinüber begaben, um den dort Ausgesetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag Elisabeth ohne Bewußtseyn. Doch als man sie jetzt hinüber getragen hatte, und dort ihr eine Tragbahre bereitete, sie weiter fortzuschaffen, schien die

Stimme ihrer Mutter, die sich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, sie in's Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf, und, Leutholden und die Mutter neben sich erblickend, lächelte sie sanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher starr, mit gesenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Wasser geheftet, im ernsten Sinnen an sein Roß gelehnt gestanden hatte, reichte Leutholden die Hand, und sprach mit dumpfer Stimme: „Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit Euch und Eurer Liebe ist ein Höherer. Ich werde sie fürder nicht stören. Mein ist nun die Wasserbraut!“ und dann zu Frau Gertrud, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: „Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht seyn sollen!“ — Darauf wandte er sich, schwang sich auf seinen Rappen und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Försters ward weder heute, da sich das Wasser völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgesetztem Nachforschen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wieder gesehen, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, so hat auch Niemand je erfahren, wer er gewesen.

An dem Todtenmale Willbrands aber, welches die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel der Försterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in stürmischen Nächten eine hohe dunkle Gestalt sitzen gesehen haben, und die dunkle Erscheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen „der fremde Jäger" wohlbekannt.

Manon.

Mancher Deutsche, der um das Jahr 1800 in Paris war, erinnert sich vielleicht unweit des Louvre ein Frauenzimmer gesehen und gehört zu haben, die des Abends, gewöhnlich auf der Seite nach dem Caroussel-Platz, zwischen einem Haufen von rohen und behauenen Steinen saß und das Mitleid der Vorübergehenden durch ihr Spiel und ihren Gesang in Anspruch nahm.

Ich fand sie dort eines Abends von einem kleinen Kreise von Zuhörern umgeben. Ich wollte vorübergehen; die sanfte klagende Stimme hielt mich fest; ich blieb stehen.

Das Lied ging eben zu Ende; niemand trat aus dem Kreise; alles blieb still und schien erwartungvoll aufzuhorchen. Das Gesicht der Sängerin war mit einem schwarzen Schleier bedeckt; eine Guitarre ruhte in ihrem Arm. Neben ihr saß eine alte Frau, eine Untertasse auf dem Schooß haltend, worin sich die milden Gaben der Zuhörenden sammelten.

In leisen Accorden fing die Guitarre wieder an; die schwache, aber angenehme Stimme fiel ein. Sie sang das Schicksal des Unglücklichen, der, von Allem verlassen, sein Brod von fremder Hand erbittet. Mit welchem Ausdruck! mit welcher Innigkeit! Töne wie diese, die unter dem schwarzen Schleier hervordrangen, waren mir fremd aus einer französischen Kehle. Ich fühlte mich im Innersten bewegt.

Als es neun Uhr geschlagen hatte, stand die Sängerin auf und ging. Ich folgte. Es war eine schlanke Gestalt. Sie eilte mit ihrer Begleiterin über den Pontneuf nach

der Vorstadt St. Germain und schlüpfte in einer kleinen Straße in ein altes Haus. Ich stand einige Augenblicke unschlüssig, ob ich ihr folgen sollte; Mitleiden und Neugierde siegten; ich kroch ihr die dunklen steilen Treppen bis in das fünfte Stockwerk nach. Hier öffnete sie ein kleines Stübchen, in welchem eine Lampe brannte und trat hinein, ohne mich bemerkt zu haben.

Da ich laut sprechen hörte, näherte ich mich der Thüre, als sie plötzlich sich öffnete und die alte Frau, eine Lampe in der Hand, vor mir stand. Meine Verlegenheit war nicht geringer, als ihr Schreck. Sie wich ein Paar Schritte zurück; ich nahm mich zusammen und folgte ihr, einige Entschuldigungen hervorstotternd. Meine Sängerin war bei meinem Anblick aufgesprungen und kam mir ängstlich entgegen. Ich sagte ihr, wie mich der Gesang auf's innigste gerührt und die Hoffnung, ihr vielleicht nützlich seyn zu können, mich bewogen hätte, ihr nachzufolgen. Sie machte eine kleine Verbeugung. — Mon-

sieur — fing sie an und schien im Begriff, mir Dank zu sagen; aber plötzlich, als ob sie sich anders besänne, rief sie sich selbst unterbrechend aus: nein, nein, mir kann Niemand helfen! Hastig ergriff sie meine Hand und führte mich an ein Bett, worin ich jetzt erst einen jungen Mann erblickte, der, ohne mich zu bemerken, emsig mit etwas beschäftigt war, das vor ihm auf der Decke lag. Ich sah hin; es waren allerlei kleine Figuren aus Papier geschnitten, die er sich zu ordnen bemühte. „Manon, Manon,“ rief er mit heiserer Stimme, doch ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen. Sie trat zu ihm und strich ihm mit der Hand die schwarzen Haare aus der Stirn: „Was willst Du, mein armer Martinet? — „Du mußt mir einen neuen Kaufmann machen. Dieser wird heute septembrisirt mit seiner Frau; auch die kleine Iphigenia muß daran.“ Er schlug die Augen in die Höhe und sah Manon mit einem stieren Blick und fürchterlichem Grin-

sen an. Ich wendete mich schaudernd von ihm weg.

Sehen Sie, sprach Manon, dieser Unglückliche da ist mein Mann, mein Wohlthäter! O man ist schrecklich mit ihm umgegangen. Er hat geliten wie sein Erlöser. Auch jetzt hat man ihn mir nehmen wollen," fuhr sie fort: „aber ich werde ihn nur mit meinem Leben verlassen."

„Nein, mein armer Martinet, Manon verläßt Dich nicht!" — Sie setzte sich an sein Bett und küßte seine Hand.

Ich sah mich in dem Stübchen um. Das Bette ließ kaum noch Raum für einen Tisch und zwei alte Stühle. Hinter dem Bette stand ein Betpult, über welchem ein Krucifix und einige Heiligenbilder hingen.

„Sie werden neugierig seyn," fing Manon wieder an, „zu wissen, was uns in diesen Zustand gebracht hat, und ich habe nichts zu verschweigen. Meines Mannes Vater war ein Kaufmann in der Straße St. Honoré, der diesem einzigen Sohne mit seiner

Handlung ein beträchtliches Vermögen zu hinterlassen dachte. Ich wohnte mit meiner Mutter in dem anstoßenden Hause. Wir lebten von Nähen und Waschen. Mein armer Martinet lernte mich kennen; es sind nun bald zehn Jahre; es war an einem Sonnabend — ich werde den Tag nicht vergessen — ich ging bei seinem Hause vorüber mit einem Körbchen, worin feine Wäsche lag. Er kam eben aus dem Hause. Das Körbchen wurde mir im Gedränge aus der Hand gerissen; die Wäsche fiel auf die Erde; er sprang hinzu und half sie mir wieder auflesen. Ich wollte ihm danken; er sprach einige freundliche Worte mit mir; ich ging, er blieb stehen und beim Umbiegen um die Straßenecke bemerkte ich, daß er noch auf demselben Flecke stand und mir nachsah. — Die Bekanntschaft war gemacht; wir sahen uns öfter und er gewann mich lieb."

„Seinen Aeltern war es nicht zu verdenken, daß sie den Umgang mit mir strafbar fanden. Sie waren so reich und ich ein

so armes Mädchen. Auch ist Gott mein Zeuge, daß ich nicht den Willen hatte, ihn für mich zu behalten. Wie oft habe ich ihn mit Thränen gebeten, seinen Aeltern zu gehorchen und mich zu lassen, ob er gleich mein Abgott war! — Ach diese Güte, diese Liebe! — Wenn er zu uns kam, dann setzte er sich in den großen Lehnstuhl, — es ist derselbe, auf dem Sie sitzen — und ich mich zu seinen Füßen auf jenes kleine Tabouret. Ich sah ihm in die großen schwarzen Augen oder auf die freundlichen Lippen, wenn er sprach; ich drückte seine Hände an meine Brust; ich unterbrach ihn mit einem schnellen Kusse und wir vergaßen dann soft unser Gespräch und alles um uns her. In dieser ganzen Zeit habe ich wenig gebetet. Mein Herz litt keinen andern Gedanken, als an ihn; ja, ich machte mir beinahe ein Verbrechen daraus, wenn mich einmal auf einen Augenblick etwas anderes beschäftigt hatte. Es war, als ob ich ihm dadurch etwas entzöge." —

Der Wiederschein dieser schönen Zeit schien ihre blassen Wangen zu röthen. Sie warf einen Blick nach dem Bett und verhüllte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche.

„Ich will kurz seyn,“ fuhr sie nach einer Pause fort: „Meine gute Mutter starb. Gott nahm sie zu sich, damit sie das Elend ihres Kindes nicht sähe. — Martinet's Aeltern wollten mit Gewalt erzwingen, was ihre Güte nicht vermocht hatte; da verließ er das väterliche Haus, beredete mich mit ihm zu gehen. Wir bezogen ein kleines Zimmer im entlegensten Theile dieser Vorstadt. Der Vater wollte nichts mehr von seinem Sohne wissen, aber wir verloren den Muth nicht. mein Mann gab Unterricht im Zeichnen und in der Musik; ich stickte und nähte. — So lebten wir kümmerlich bis in's Jahr 1793 und wußten kaum etwas von der Revolution, als um diese Zeit meines Mannes Vater als verdächtig angeklagt und gefänglich eingezogen wurde. — Sie sind fremd, mein Herr; Sie wissen nicht, was dies damals zu be-

deuten hatte. — Seine Frau wollte sich nicht von ihm trennen. Mein armer Martinet eilte hin, als er es erfuhr, erhielt die Erlaubniß mit seinen Aeltern zu sprechen. Das Unglück macht weich. Vater und Sohn versöhnten sich. Auch mir vergönnte man, sie zu besuchen; ich brachte ihnen täglich etwas zu essen. — O mein Gott! die armen alten Leute! Sie waren es besser gewohnt. — Manchmal, wenn ich des Morgens hinkam, knieten sie beide in einem Winkel und beteten mit Inbrunst; dann gingen sie mir entgegen und umarmten mich und wollten mir danken, aber das ertrug ich nicht; ich warf mich vor ihnen nieder, ich umschlang ihre Kniee und wir weinten mit einander."

„Im August wurden sie nach der Abtey gebracht und wir durften sie nicht mehr sehen. Unterdessen hatte mein Mann alles versucht, um ihre Freiheit zu erhalten; es war vergebens. — Den 2. September kam das Gerücht von der Ermordung der Gefangenen. Martinet eilte zitternd nach der Abtey —

Gott der Barmherzigkeit! Ich habe nur Worte und Thränen. — Als er hinkommt, da bringen die Henker seinen Vater geführt! Er dringt in den Kreis, er umklammert seinen Vater, er stürzt den Mördern zu Füßen; man mißhandelt ihn, man wirft ihn zu Boden und sein Vater mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, die ihn nicht verlassen wollten, werden vor seinen Augen niedergemetzelt. Ein Paar mitleidige Nachbaren nehmen sich seiner an; sie bringen ihn mir in's Haus, blutend, ohne Leben. — Kaum aber hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, da kam die Mörderrotte, riß ihn mit Gewalt aus meinen Armen und vergönnte mir nicht einmal, sein Schicksal zu theilen. — Ach, ich spreche nur kalte Worte! — Wohin man ihn gebracht hatte, erfuhr ich nicht; ich hielt ihn für todt. Ein hitziges Fieber warf mich nieder; vier Wochen lag ich ohne Bewußtseyn. Als ich wieder besser ward und die Erinnerung des Vergangenen zurückkehrte, wie oft habe ich da zu Gott

gefleht, daß er mir den Tod senden möchte; aber der Allmächtige wußte besser, was mir gut war. Ich mußte ja noch meines armen Martinets Pflegerin seyn."

„Es war im Juni des folgenden Jahres, da bringt ein Bekannter mir die Nachricht, daß mein Mann noch lebe und bald seine Freiheit wieder erhalten werde. In dem Augenblicke waren alle Leiden vergessen; ich frage, ich verlange auf der Stelle zu ihm gebracht zu werden. Mit Thränen in den Augen bittet mich der Mann, meine Freude zu mäßigen, verspricht mir bald weitere Nachricht, und läßt mich zwischen ungeduldiger Sehnsucht und ängstlicher Erwartung schwankend zurück. — Einige Tage darauf klopfte es an meiner Thüre; derselbe Freund tritt herein. Erschrecken Sie nicht, ruft er mir zu; die Thüre öffnet sich noch ein Mal; es ist mein unglücklicher Martinet, blaß, hager, mit verworrenen Haaren. Ich schreie laut auf, ich werfe alles von mir, was ich in den Händen hatte, ich fliege auf

ihn zu; er sieht mich starr an. Manon, schreiet er mit verzerrten Zügen und schlägt ein gräßliches Gelächter auf. — Er hatte den Verstand verloren! — Jetzt wissen Sie genug. Meine Zunge ist Eis, aber hier, indem sie sich heftig an die Brust schlug, hier — —"

Sie kniete am Bette nieder und verbarg das Gesicht.

Ich legte meine Börse auf den Tisch, drückte ihr die Hand und ging schweigend und mit zerrissenem Herzen.

Eine kleine Reise entfernte mich auf einige Wochen aus Paris. Am andern Morgen nach meiner Rückkehr eile ich, die arme Manon zu besuchen. Ich klopfe an die Thüre; niemand antwortet; ich öffne sie; die alte Frau sitzt vor dem Bette; über das Bett ist ein weißes Tuch gebreitet. — „Wo ist Manon?" — „Sie schläft," antwortete die Alte weinend und schlug das Tuch zurück. — Sie schlief den Schlaf, von dem kein Erwachen ist. Der oft vergebens gerufene

Erretter hatte sie endlich erbarmend in seine Arme genommen. Die Augen waren geschlossen; auf den Lippen hatte die befreite Seele noch ein leichtes Lächeln zurückgelassen. Ihr Antlitz war, wie Tasso sagt, ein nächtlicher, doch heiterer Himmel. *)

Die Alte erzählte mir, daß der arme Martinet vor wenigen Tagen gestorben sey. — Seine treue Manon war ihm bald gefolgt.

*) Gerus. liber. C. XII. 81.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Dresden,
gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Bei der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden sind folgende schöngeistige Schriften von A. Apel, H. Clauren, Th. Hell, E. v. Houwald, Fr. Kind, Fr. Laun, W. A. Lindau, G. Schilling, K. Streckfuß, van der Velde und andern erschienen und um die beigesetzten Preise durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell u. Fr. Kind, auf das Jahr 1817. 6 Thlr. 1818. 6 Thlr. 1819. 9 Thlr.
A. Apel, die Aitolier. Tragödie m. K. 1 Thlr.
— Kunz von Kauffung. Trauerspiel. 20 Gr.
Das Gespenst. Drei Erzählungen von Fr. Laun, Fr. Kind und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gl.
Der Mantel. Drei Erzählungen v. Fr. Laun, K. Streckfuß und G. Schilling 1 Thlr. 6 gl.
Ich und meine Frau. Drei Erzählungen von Fr. Laun, W. A. Lindau und G. Schilling. 1 Thlr. 6 gl.
H. Clauren. Lustspiele. 2 Thle. 1818. 2 Thlr. 6 gl.
— — Scherz und Ernst. 2 Thle. 1818. 1 Thl. 18 gl.
— — — — — 3r. 4r. Th. 1819. 1 Thl. 21 gl.
Th. Hell, Bühne der Ausländer. 1r. 2r. Band. 1819.
E. v. Houwald, Erzählungen. 1819. 1 Thlr. 4 gl.
Fr. Laun, Zwei Bräute für einen Mann. 1809. 2te Aufl. 1 Thlr.
— — Die Gevatterschaft. Neue Aufl. 1809. 1 Thlr.
— — Historien ohne Titel. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thlr. 13 gl.
Fr. Laun. Die stille Jungfrau. 2 Thle. 2te Aufl. 1808. 1 Thl. 18 gl.
W. A. Lindau, Lebensbilder. 2 Thle. 1816. 1 Thl. 12 gl.
Amphitryon. Lustspiel von F. v. Kleist. Herausgegeben von A. Müller. 2te Aufl. 16 gl.
Salomon, Parabeln. 1819. 1 Thlr.
K. Streckfuß, Erzählungen. 1812. 1 Thlr.
Dramatisches Taschenbuch. 2te Aufl. geb. 18 gl.
C. F. van der Velde, Erzstufen. 3 Thle. 1819.

Für den geneigten Leser:

Die erste Sammlung der Schriften von Gustav Schilling besteht aus 50 Bänden, welche im Ladenpreise 50 Thlr. kosten. Um aber den Freunden dieser neuen Sammlung den Ankauf der frühern zu erleichtern, geben wir solche für 33 Thlr. Sächs. oder Pr. Cour., wofür sie durch alle solide Buchhandlungen zu erlangen ist.

Es sind in jener Sammlung enthalten: 1) Das Weib wie es ist. 3te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Die Ignoranten. 3 Thle. 3te verb. Aufl. 5. 6. 7. 8.) Der Liebesdienst. 4 Thle. 9. 10.) Die schöne Sibille. 2 Thle. 3te verb. Aufl. 11.) Bagatellen von Z. Kukuck. 2te verb. Aufl. 12. 13. 14. 15.) Erzählungen. 4 Thle. 16. 17. 18.) Geschichten. 3 Thle. 19. 20. 21.) Irrlichter. 3 Thle. 22. 23.) Abendgenossen. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 24.) Das Orakel. 25. 26.) Laura im Bade. 2 Thle. 27.) Der Beichtvater. 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 28. 29.) Die Saat des Bösen. 2 Thle. 30.) Clärchens Geständnisse. 2te aus 3 in 1 Band gedrängte Aufl. 31.) Die Wunderapotheke. 32.) Der Weihnachtabend. 2te verb. Aufl. 33.) Die Neuntödter. 34.) Die Geister des Erzgebirges. 35. 36.) Flocken. 2 Thle. 37. 38.) Gottholds Abentheuer. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 39) Wallmann der Schütze. 40.) Die Nachwehen. 41) Freudengeister. 42.) Die Bedrängten. 43. 44.) Der Roman im Romane. 2 Thle. 2te verb. Aufl. 45.) Die Heimsuchung. 46.) Blätter aus dem Buche der Vorzeit. 47.) Orangen. 2te aus 2 in 1 Band gedrängte Aufl. 48.) Flämmchen. 49.) Die Versucherinnen. 2te verb. Aufl. 50.) Das Teufelshäuschen.

Die gegenwärtige zweite Sammlung erscheint in Lieferungen zu 5 Bänden, welche im Ladenpreise 5 Thlr. gegen Vorausbezahlung aber nur 4 Thlr. kosten.

In der ersten Lieferung sind enthalten: 1.) Der Mann wie er ist. 2te verb. Aufl. 2. 3. 4.) Verkümmerung. 3 Thle.

Ausser diesen Sammlungen sind noch einzeln erschienen und bei uns zu haben:

G. Schilling, die Brautschau. 2 Thle. 1809. 2 Thlr. 12 gl.
— — der Mädchenhüter. 2 Thle. 1810. 2 Thlr.
— — Röschens Geheimnisse. 3te Aufl. 2 Theile. 1 Thlr. 12 gl.
— — Glossen übee einige Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands im Jahr 1806. 21 gl.
G. Schilling, Mondsteinwürfe von Z. Kukuck d. j. 21 gl.
— — Drako, Dämon det Hölle. 18 gl.

Arnoldische Buchhandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salice-Contessa, Carl Wilhelm,

Erzählungen

Bd.: 1

Dresden 1819

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.151-e(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720015-9